

# Hildesheimer Land und Leute

des

sechzehnten Jahrhunderts

in der

Chronik des Dechanten Johan Olderop.

Bilder aus Hildesheims Vergangenheit

von

Dr. Karl Guling.



Hildesheim.

Druck und Verlag von Franz Borgmeyer.

1892.



Auf dem Gebiete der deutschen Chroniken-Litteratur weist besonders das sechzehnte Jahrhundert in Deutschland eine Reihe ausgezeichneter Schriftsteller auf.

Die Schweiz hat ihren Eschudi gehabt, Bayern seinen Aventin, Pommern seinen Ranzow, die Grafen von Zimmern sind durch die Zimmerische Chronik berühmt gemacht, Niedersachsen und hauptsächlich Stadt und Stift Hildesheim sind durch die Chronik des Johan Oldecop, welche nunmehr als 190. Publikation des Litterarischen Vereins zu Stuttgart, Tübingen 1891, von dem Verfasser dieser Schrift herausgegeben ist, zu rühmlicher Vertretung gelangt.

Johannes Oldecop, geboren im Jahre 1493 zu Hildesheim, war ein nicht gewöhnlicher Kleriker, welcher vermöge seiner Tüchtigkeit, Bildung und Welterfahrung viele Standesgenossen überragte. Er hatte zwei Jahre in Wittenberg, hauptsächlich bei Martin Luther, sodann fünf Jahre in Italien studiert und ward im Jahre 1527 zum Kaplan des Vicekanzlers Kaiser Karls V. Balthasar Merklin ausersehen. In dieser Stellung bereiste er Spanien, Italien und fast ganz Deutschland, bis er seit

dem 1531 erfolgten Tode Merklins in seiner Vaterstadt dauernden Wohnsitz nahm, wo er 1574 als Dechant des Kreuzstiftes starb.

Der letzte Schimmer jenes Glanzes, den die öffentlichen Festlichkeiten dem Mittelalter verliehen, verklärte die Erinnerungen seiner Jugendzeit, während auch dunkle Schatten dem Bilde jener Erinnerungen nicht fehlten. Im Jahre 1507 erlebte er die Zeiten der in Hildesheim wüthenden Pest, über deren Heftigkeit er erzählt: „Es starben damals über 1000 Schüler, meist Bürgerkinder und meine Schulkameraden, und die Seuche nahm einen so bedrohlichen Charakter an, als sollte die sämtliche Schuljugend dahingerafft werden. Ich war 14 Jahre alt und kroch in die Winkel, bis mich der Hunger wieder heraus trieb. Nachdem Frost eingetreten war, hörte das Sterben auf. Vorher aber konnte sich niemand entschließen, das gemeinschaftliche Zimmer wieder zu betreten.“

Zudem machte der über seine Vaterstadt von 1500 bis 1503 verhängte große Bann, die Zersahrenheit und die nicht selten gerügte Verderbniß in der Klerisei, das Auftreten des Bußpredigers Johannes Rannengerter — theils Selbsterlebtes, theils vom Vater oder älteren Gewährsmännern oft Berichtetes — auf das jugendliche Gemüth einen unauslöschlichen Eindruck.

Als später die Stürme der Glaubenskämpfe sich erhoben, vermochte Oldecop, gewöhnt an strengste Selbstzucht, verbunden mit nüchternem Verstand und patrizischer

Denkungsart, in dem Treiben der meisten Verkündiger der neuen Lehre nichts Ideales und Begeistertes zu entdecken. Desto mehr war er geneigt, manche gewöhnliche Beweggründe viel besprochener Handlungen schonungslos aufzudecken. Dazu kam seine Verbindung mit dem kaiserlichen Hofe und hohen Würdenträgern, die ihm für immer auf der Seite der Legitimität seinen Platz anwies.

Als katholischer Geistlicher hat er nie aus seiner Überzeugung ein Hehl gemacht, daß eine Reformation der Kirche in ihrer äußeren Erscheinung nöthig sei; dieser Gedanke zieht sich vielmehr als rother Faden durch das ganze Werk.

Was ihn zum Geschichtsschreiber befähigte, war außer seiner unbedingten Wahrheitsliebe, die man freilich mit Objectivität im modernen Sinne nicht verwechseln darf, eine glückliche Beobachtungsgabe, Darstellungstalent und kritische Vorsicht in der Ermittlung der Nachrichten, die allerdings auch ihre Grenzen hatte. Jedenfalls aber ist Oldecop für die Kulturgeschichte von Stadt und Stift Hildesheim, worauf es hier hauptsächlich ankommt, ein klassischer Zeuge. An seiner Hand wird nämlich versucht, Bilder von Land und Leuten des sechzehnten Jahrhunderts im Hildesheimischen zu entwerfen, insofern es die Zwecke einer für weitere Kreise bestimmten Broschüre erlauben, um damit zugleich, vielen Aufforderungen entsprechend, zu den seiner Zeit sehr verdienstlichen Sammlungen von Seifart und den bekannten geschichtlichen Darstellungen Ergänzungen und Berichtigungen zu liefern.

Bei der Wiedergabe der Berichte Oldecops, die bisher nur in Abschriften mehr oder weniger unvollständig und entstellt benutzt werden konnten, weil die jetzt wieder aufgefundenene Originalhandschrift fehlte, hielt ich hier im allgemeinen den Weg für zweckmäßig, den Gustav Freytag in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit und Le Grand d'Aussy bei den Fabliaux eingeschlagen haben.

---

# Öffentliche Sicherheit.



De itzo welt heft vogel gebrodet, de  
neren sik ut dem stichbogele,  
liggen in den steden, dar de jar-  
markt is, luren (alse de ulen bi  
dage) up den wandersman und  
wetten dat ret also to slin-  
gen, dat de teringe, dar up vor-  
henget, an oren gelegen und be-  
stelden orde mot betalet werden.

Öfberop 138, 14.





**A**uch wenn kein Krieg die Bande der Ordnung löste, ließ die öffentliche Sicherheit in dieser guten alten Zeit sehr viel zu wünschen übrig, trotzdem der ewige Landfrieden verkündet war. Nicht einmal in Hilbesheims nächster Umgebung, ja, nicht einmal in der Stadt erfreute man sich völliger Sicherheit.

Am ersten Mai des Jahres 1540 erschien bei dem Domherrn Wilke von Monnichhusen in Hilbesheim ein reisiger Knecht und erklärte, von Judelef Ruscheplate auf Steuerwald geschickt zu sein, um den Geistlichen in dessen Namen zu bitten, vor das Hagenthor gefälligst hinauszukommen. Als Ort der Zusammenkunft gab er den Zaun am Fußsteige nach Steuerwald an. In Wahrheit war aber der Knecht von Claus Barner, dem gefährlichen Raubritter und Feinde der Geistlichkeit, geschickt, der es wieder einmal auf einen guten Fang abgesehen hatte.

Der Domherr war mit den Ruscheplatens befreundet, vermuthete nichts Böses, und ging, nur von seinem jungen Diener Nisborch begleitet, nach dem Hagenthore. Dort sah er den Knecht, welcher bei ihm jene Bestellung ausgerichtet hatte, lauernnd auf der Mauer liegen; aber keiner sprach den andern an. Als nun Wilke den Heckenweg erreicht hatte, ließ er den Buben voran laufen. Doch dieser kam bald zurück und berichtete: „Herr, da halten fünf oder sechs

zu Pferde im Winkel hinter dem Garten und haben ein lediges Pferd bei sich!" Sofort kehrte der Domherr um und wollte wieder übersteigen. Aber der Reifige, welcher auf der Mauer gelegen, kam ihm zuvor und sagte: „Herr, Ihr müßt dorthin gehen! Da ist mein Junker!"

Wille sah ein, daß er halb verrathen sei, und da der Weg sehr eng war, versuchte er sich an dem Knechte vorbeizudrängen. Da setzte ihm der Reifige das Feuerrohr auf die Brust und rief: „Herr! wendet die Nase dahin!" Der Domherr aber zieht ein kurzes Jagdmesser und drückt sich an den Zaun. Der Schuß des Knechtes geht fehl; im Handgemenge stößt der Geistliche ihm das Messer in den Leib, daß er zu Boden stürzt. Dann eilte Wille zurück und erreichte die Stadt.

Als die Reiter, die im Hinterhalte warteten, den Schuß hörten, rannten sie alle nach dem Heckenwege und ließen zwei absitzen. Diese brachten den Verwundeten über den Steg, setzten ihn auf das ledige Pferd und zogen nach Steuerwald. Da ließen sie den schwer Verletzten zurück, und Claus Barner ritt mit seinen Gefellen weiter.

In der folgenden Nacht starb der verwundete Knecht.

Am andern Morgen ließen die Rüscheplatens sich überall entschuldigen und erklären, daß sie nichts von der Verrätherci Barners gewußt hätten. Und nun mußten sie auf der Gerichtsstätte zu Steuerwald das richterliche Verfahren eröffnen. Der Todte wurde vorgebracht und ihm ein Vertheidiger gegeben. Die Bauern fällten das Urtheil, man sollte den Todten als einen Verräther richten. Deshalb wurde er gerädert und auf dem Rade aufgerichtet.

Aber in der nächsten Nacht grub man das Rad los, wälzte es den Abhang hinunter bis an die Innerste, schnitt den Leichnam los und warf ihn ins Wasser. So wurde er

vor einem kleinen Damme von Pfahl- und Strauchwerk angeschwemmt gefunden, fortgebracht und begraben.

Doch die Sache sollte noch ein Nachspiel haben. Gerade ein Jahr darauf hielten die Stiftsjunker, welche in der Fehde verloren hatten, zu Gronau einen Versammlungstag ab, zu dem sich auch Claus Barner eingestellt hatte. Auf dessen Betreiben wurde nun der Rath zu Hildesheim schriftlich aufgefordert, den Domherrn Wilke von Monnichhusen aus der Stadt zu verweisen. Man wollte Barner nicht reizen, und der Domherr mußte Hildesheim verlassen. Er begab sich zu seinem Bruder Lubef von Monnichhusen, der auf Gronde bei Hameln wohnte.

Sobald das bekannt wurde, sammelte Barner Reifige und ritt in einer Nacht bis vor die Burg. Als nun am frühen Morgen der Pförtner die Zugbrücke niedertrat und die Röhre hinausgingen, stürmten einige Fußknechte unter Führung von Hauwerth Froth auf die Brücke und gelangten ins Haus. Da ruhte noch alles im Schummer. Wo aber Wilke von Monnichhusen schlief, hatte Claus Barner in Erfahrung gebracht. Seine Kammer wurde mit Ästen und Hebebäumen aufgesprengt, er selbst mit einem Beile erschlagen, oder wie andere wollen, erstochen.

„Summa her Wylken vorlor dar sin levent. Got gnade der sele! wente he was ein from, gudich und erlich parson und canonik.“

Einen besseren Ausgang nahm die Sache zweier, aus Seesen gebürtiger, festen Einbrecher, dank jener rührenden alten Sitte, nach der eine Jungfrau den zum Tode geführten Verbrecher befreien durfte, indem sie ihm ihre Hand reichete.

Im Pfaffenstiege wohnte der Domherr, Scholaster und Präses des Kapitels Theodor Blecker, welcher während der Bedrängnisse durch den Grafen Volrad von Mansfeld und noch mehr während der Mißregierung des Bischofs Friedrich, Herzogs von Holstein, eine äußerst zweideutige Rolle gespielt hat. Bei einem seiner Nachbarn auf dem Domhofs diente im Jahre 1555 ein muthwilliger Wikar, namens Andreas Cramer, aus Seesen. Dieser beschloß mit zweien seiner Landsleute, dem Sohne des Bürgermeisters von Seesen, Zacharias Kock, und einem mit ihm bei Gyßen von Bortfelde dienenden Koche, den reichen Domherrn zu überfallen. Am 1. März, dem ersten Freitag in den Fasten, nachts, wurde der Anschlag ausgeführt. Andreas Cramer nimmt eine Leiter vom Hofe seines Herrn und steigt mit seinen Gefellen in den Hof des Scholasters. Da er im Hause wohl bekannt ist, eilen sie sogleich in die Kammer, wo Blecker schläft, überfallen ihn und wollen ihn binden. Das Poltern und Rufen weckt eine Magd, welche durch ein Fenster das Freie erreicht, nach dem Bohlweg zu läuft und Lärm macht.

Indessen war aber Blecker den Verbrechern in der Dunkelheit entsprungen, gelangte durch eine Luke in sein Brauhause, öffnete dessen Thür und lief im Hemde bis vor die Ritterstraße. In einem Hause war noch Licht zu sehen; es war in dem Brauhause Hermen Hattorps, der in dieser Nacht gerade braute. Der Domherr klopfte und ward eingelassen. Er war gerettet.

Einige Bürger waren inzwischen auf den Domhof geeilt, liefen nach Bleckers Hofe und fanden die Pforte offen stehen; aber zu sehen war niemand.

Andreas Cramer nämlich hatte, als ihm der Domherr entsprungen war, auf demselben Wege sich zurückgezogen,

auf dem er gekommen war. Aber einer seiner Spießgesellen verirrt sich auf dem unbekannten Hofe, ward ergriffen und in den Diebsteller gesetzt. Auch den Sohn des Bürgermeisters von Seesen gelang es einzufangen; er wurde am andern Abend in der Scheune Hennyngb Jordans, bei dem er herbergte, aufgegriffen. Bei der Verhandlung wollten die beiden Seesener nichts Strafbares gethan haben und schoben alle Schuld auf den Vikar, der allerdings entkommen war. Aber das Gericht ließ sich durch diesen Winkelzug gewandter Verbrecher nicht täuschen, sondern verurtheilte am 22. März in ordnungsmäßigem Verfahren beide zum Tode.

Als sie nun dem Scharfrichter in Obhut gegeben waren, erschienen zwei Dienstmädchen vor dem Gerichte, das unter der Laube des Rathhauses abgehalten wurde. Sie waren festlich gekleidet und trugen grüne Brautkränze im Haar. Jede trat mit ihren Freunden vor und erbat einen der Unglücklichen in längerer, althergebrachter Rede los, um sich mit ihm zu verehelichen. Aber der Scharfrichter wollte seinen Lohn haben, und erst nachdem er befriedigt war, ließ man beide davon gehen. Am folgenden Tage wurden die Paare in der Brühlkirche zusammengegeben und hielten Hochzeit und Veilager.

Man ersieht hieraus, daß es damals in Hildesheim noch keinen Nachtwächterdienst gab. In der That verzeichnet der Chronist als wichtiges Ereigniß, daß im Jahre 1559 ein solcher eingerichtet wurde, indem er schreibt: „In diesem Jahre um Michaelis nahm der ehrbare Rath für eine bestimmte Summe zwölf Bürger in Dienst und ließ zwei in jeder Bauerschaft die Runde machen. Jede Stunde riefen sie in der ganzen Stadt ab, wenn die

Glocke schlug.“ Um 9 Uhr abends scheint man angefangen zu haben. Der Ruf lautete :

„Leven hern, ik wil ju sagen,  
De klokke de heft negen slagen.“

Oldecop fügt hinzu, die Einrichtung sei in Hilbesheim neu, ihm selbst aber nicht unbekannt gewesen ; er habe jenen Ruf in vielen Landen gehört. „Und dut ropent und wakent was ser nutbar des nachtes.“

Wie stand es indessen um die Sicherheit der Landstraßen ?

Am häufigsten waren es, wie fast überall zu jener Zeit, fahdelustige Stegreiffjunker, welche die Straßen unsicher machten.

So konnte im Jahre 1511 der Groß-Vogt des Bischofs Johann, Harborth von Mandelsen, nicht einmal den kurzen Weg von der Stadt bis zum Kloster Marienrode unbehellig zurücklegen, wo sich sein Herr am Dreikönigstage krönen lassen wollte. Harborth, der von seinem Bruder Gort und einem Herrn von Steynberge begleitet war, wurde nämlich von Jost von Gledynge, der mit dem Stifte in Fehde lag, kurz vor dem Kloster überfallen und aus dem Sattel geworfen.

Den besten Erfolg hatten die Stegreifritter, wenn die Jahrmärkte ihnen reiche Kaufleute in den Weg führten; deshalb beklagt Oldecop sogar die Verbreitung von Kalendern, aus denen sich die Raubritter über alle Jahrmärkte unterrichten konnten.

Besonders gefürchtet aber war der schon oben erwähnte Claus Barner, welcher bis zu seinem Tode auf dem Schlachtfelde von Weitelde ein Feind des Stiftes und des Herzogs Heinrich des Jüngeren von Braunschweig geblieben ist. Nicht ohne Humor erzählt der Dechant, wie zur Fastenzeit des Jahres 1537, als in Braunschweig eine große Versammlung protestantischer Fürsten und Städte abgehalten wurde, es einige Lutheraner zu Hildesheim gelüftete, auch einmal Braten zu essen. In Braunschweig nämlich ging es hoch her, die Stadt ließ sich die Bewirthung ihrer Gäste ein gutes Stück Geld kosten, die Fasten waren „nach Ninive gesandt“, alle Küchen rauchten, man roch den Braten durch alle Straßen: was in der Fastenzeit dem streng kirchlichen Chronisten ein Greuel und in Hildesheim damals noch unerhört war. Die Bürger zogen also nach Braunschweig und thaten sich gütlich. Aber auf der Rückreise fielen sie dem unerbittlichen Claus Barner in die Hände, und mit grausamem Scherz bemerkte Oldecop, daß Barner ihnen mit Schweinespießen statt mit Zahnstöchern, die letzten Reste des Bratens aus den Zähnen gestoßen habe.

Auch von umherstreifendem Kriegsvolk hatte das offene Land viel zu leiden, ohne daß meist irgend ein Anlaß zu Feindseligkeiten gegeben war. Im Jahre 1563 hatte der abenteuernde Herzog Erich der Jüngere von Braunschweig einige Kriegshaufen zusammengebracht, war mit ihnen bis Warendorf an der Ems gezogen, hatte das Land gebrandschatzt und war Anfang Juli nach dem Kalenberge zurückgekehrt. Wahrscheinlich war es ein Haufen dieser Kriegsleute, der am 19. Juli nachts über Sarstedt in Algermissen und Borsum einbrach. Den Borsumer Bauern wurden alle ihre Pferde und die fettesten Kühe und dazu Kleider,

Euling, Silber aus Hildesheims Vergangenheit.

2

Hausgeräth und Lebensmittel in solcher Menge geraubt daß vierzig Wagen damit beladen wurden. Man fragte die Reiter, wer ihr Feind sei und warum sie den Bauern das Ihre genommen hätten; darauf sollen sie geantwortet haben, sie seien keine Feinde, aber das Kriegsvolk müßte sich erhalten, „derhalven moten se sik ummesein und halen wat“. Dann fügten sie hinzu: „Die Vorsemer haben reiche Pfaffen, die können ihnen wohl Ersatz leisten.“ Als die Reiter den Raub in Sicherheit gebracht hatten, ließen sie die Bauern auffordern, Pferde und Kleider wieder auszulösen, die Kühe aber mußten sie zur Nahrung behalten. Die guten Leute aus der Domprobstei zogen ihnen nun nach, um auszulösen, was möglich war, bekamen aber für schweres Geld nur die schlechtesten Pferde und Kühe zurück. Die besten Pferde, Wagen und Kleider wurden von den Reitern über die Weser gebracht und zu Gelde gemacht.

Dasselbe Jahr schloß mit einem Vorfall, der zu der allgemeinen Verfügung Anlaß gab, daß man unbekanntes Kriegsvolk, Sieche, Bettler und Bettlerinnen im Braunschweiger Land, zu dem damals infolge des unglücklichen Ausganges der Stiftsfehde auch das große Stift gehörte, durchaus nicht in die Häuser aufnehmen solle.

Es war spät abends, an einem Sonnabend kurz vor Weihnachten, als ein vagabondierender Landsknecht mit einem Weibe, anscheinend gesegneten Leibes, an einer alleinliegenden Mühle im Halberstädtischen anklopfte und um Herberge bat. Man zeigte wenig Lust, das sonderbare Paar aufzunehmen; aber da des Müllers Frau auch einem nahen Ereigniß entgegen sah, vermochte das Mitleid so viel über sie, daß sie beide ins Haus aufnahm.



Am andern Tage, dem Sonntag, ging der Müller mit dem Landsknechte zum nächsten Dorfe in den Krug, während die beiden Frauen zusammen in der Mühle blieben. Den allein noch anwesenden Sohn des Müllers, einen zehnjährigen Knaben, schickte das fremde Weib ebenfalls ins Dorf, mit dem Auftrage, eine Flasche Bier zu holen.

Als nun der Junge aus dem Hause gegangen war, zog das vermeintliche Weib, ein verkleideter Spießgeselle des Landsknechtes, sich das Kissen vom Leibe, mit den Worten: „Sieh, da ist mein Kind!“, schlug es der Müllersfrau um den Kopf und forderte ihr das Geld ab, das sie besitze. Die Frau gab ihm die Schlüssel. Er öffnete den Tisch und fand nur wenig Geld vor. Da ward er zornig und drohte, die Müllerin zu erstechen. Diese aber wies ihn nun in den Keller, zeigte ihm einen Stein und erklärte, dahinter sei ihr Geldvorrath verwahrt. Als der Bösewicht den Keller betreten hatte und sich eben an dem Steine zu schaffen machte, schlug das beherzte Weib die Kellerthür zu, schloß den Landsknecht im Keller ein, nahm alle Waffen mit sich fort auf den Boden und verriegelte die Thür hinter sich.

Jetzt kam der Knabe mit dem Bier zurück; dem rief die Mutter aus dem Fenster zu: „Lieber Sohn, lauf rasch zum Vater und sage ihm, das fremde Weib wollte mich ermorden; er sollte bald kommen; ich habe den Mörder im Keller eingeschlossen!“

Das Kind lief eilig fort, begegnete aber vor dem Krüge erst jenem Landsknechte, der mit seinem Vater zu Biere gegangen war. Der fragte den Knaben, weshalb er so laufe und weine. Das Kind berichtete, was ihm die Mutter an den Vater aufgetragen hatte. Sofort eilte der alte Bösewicht mit dem Knaben nach der Mühle zurück,

fund aber alles verschlossen; die arme Frau rief mit lauter Stimme zu Gott und ihrem Manne. Der Landsknecht suchte eine Leiter, um von außen auf den Boden zu gelangen. Bevor er dieselbe ansetzte, durchschnitt er dem Knaben die Kehle, damit er keinen Lärm machen sollte. Dann stieg er hinan.

Oben angekommen bemerkte er, daß die Leiter zu kurz war; deshalb versuchte er, indem er mit den Händen das Fenster ergriff, sich emporzuheben. Als nun sein Kopf in der Fensteröffnung erschien, ergriff die Müllerin mit beiden Händen eine Art und spaltete dem Landsknechte das Haupt. Der Leichnam fiel die Leiter hinunter zur Erde.

Indessen kam der Müller vor seinem Hause an, fand dort seinen Sohn im Blute schwimmend, sah die Leiter und den erschlagenen Landsknecht. Die Mühle war überall verschlossen. Er rief seiner Frau; aber das unglückliche Weib war jetzt nach der entsetzlichen Aufregung so schwach geworden, daß sie Anfangs nicht antworten konnte. Endlich ermunterte sie sich, verließ den Boden und klärte ihren Mann über das Vorgefallene auf.

Die Übelthäter entgingen ihrer Strafe nicht, von welcher nach damaligem Rechtsbrauch auch der nicht befreit werden konnte, der dem irdischen Richter eigentlich schon entzogen war.

„Soder Michaelis her“, schließt der Chronist, „hebbe itliche seken, prachere und kriger (und de einspenniger gat wol mede) vele mort, brant, roverie und devestall angerichtet, dergeliken in nenen croneken gelesen oder gefunden werden.“

Freilich unterhielt Hilbesheim eine Art Landgensdamerie, die stratenhoders oder stratengengers; aber was von ihrer Wirksamkeit erzählt wird, läßt nicht darauf

schließen, daß sie viel Thatkraft und Umsicht entwickelten. Am 2. Juli 1541 gelang ihnen nicht einmal die Überführung eines Gefangenen von Benstorf nach Pöppenburg. Es war eine kalte Nacht, und der Gefangene, Hinrich Surfynde, den man auf einen Karren gebunden hatte, bat, man möge ihm doch einen Rock überwerfen. Er hatte nämlich längst bemerkt, wie nachlässig die Straßenhüter ihn gebunden, und beabsichtigte, unter dem Rock sich ungestört seiner Fesseln zu entledigen. Bei der Unachtsamkeit seiner Wächter gelang dies auch glücklich, und als der Zug auf die Brücke vor Pöppenburg kam, sprang er blitzschnell auf und stürzte sich über das Mühlrad in die Leine, fand aber in den Wellen seinen Tod.





# Glauben und Sitte.



Unsere ganze mittlere Geschichte ist Pathologie, und meistens nur Pathologie des Kopfs, d. i. des Kaisers und einiger Reichskände.

Physiologie des ganzen Nationalkörpers — was für ein ander Ding! und wie sich hiezu Denkart, Bildung, Sitte, Vortrag, Sprache verhält, welsch ein Meer ist da noch zu beschiffen, und wie schöne Inseln und unbekannte Flecke hie und da zu finden!

Herder.



Erst vom siebzehnten Jahrhundert datirt man mit dem größten englischen Kulturhistoriker die intellektuelle Wiedergeburt Europas; das sechzehnte Jahrhundert ist in Deutschland wie in der Litteratur, so auch in seiner allgemeinen intellektuellen Bedeutung zum größern Theile noch Ausfluß mittelalterlichen Geistes. Mittelalterliche Welt- und Lebensansicht mit ihrer Leichtgläubigkeit und ihrem Aberglauben ist es auch, die in unserm ehrwürdigen Dechanten verkörpert erscheint.

Freilich durchschaute er im großen Ganzen manchen Wahn seiner Zeit; so die schlimmsten Auswüchse der Astrologie, deren Orakel damals so große Gewalt über die Gemüther der Menschen übten, daß der Professor des kanonischen Rechtes Uriol zu Toulouse 1524 noch Hunderie zum Bau einer Arche veranlassen konnte, um nach Noahs Art der auf dies Jahr vorhergesagten Sintfluth zu entgehen. Ja, Oldecop ist seiner Zeit auch darin voraus, daß er Bibel und Naturwissenschaften, mit denen er verhältnißmäßig wohl bekannt war, strenge aneinander gehalten wissen wollte. Aber in den meisten Dingen ist er doch ein Kind seiner Zeit.

Den Kometen räumt er einen großen Einfluß auf die Schicksale der Menschen ein und läßt ohne Weiteres den Kometen des Jahres 1556 manchen Fürsten, Grafen, Frei-

herrn und Edelmann „fressen“. Feurige Wolken, Geisterheere am Himmel, Kreise um die Sonne, Blutregen, Vorgelade, blutende Hostien, Mißgeburten und dergleichen wurden sorgfältig beobachtet und abergläubisch ausgelegt. Die im März 1566 hier ausgebrochene Pest glaubte man durch eine düstere, Feuer ausspeiende Wolke, die über der Neustadt wahrgenommen sein sollte, angekündigt: wohin die Wolke sich wandte, da mußte die Pest sich verbreiten. Damals starben zu Hildesheim an der Pest in beiden Städten etwa 6000 Menschen aus allen Lebensaltern, von einigen wurde eine noch höhere Ziffer angegeben, was auf eine nicht unbeträchtliche, zu jener Zeit in Hildesheims Mauern wohnende Bevölkerung deutet. Als zweite Ursache der Pestepidemie nimmt Oldecop in einem andern Falle vor- ausgegangene Heuschreckenplagen an; die verwesenden Leiber der in unzähliger Menge auftretenden Thiere sollten die Luft verpestet haben.

Für 1562 hat sich der Chronist die Vorher sagungen aufgezeichnet, die der Hof-Astrolog des Kurfürsten von Sachsen über Krieg, Wetter, Glück und Unglück der Welt zu geben imstande war. Was nun davon eingetroffen, wird anzumerken nicht vergessen. Das sind zum Theil freilich Dinge, deren Wichtigkeit uns gar nicht mehr einleuchtet: hatte der Astrologe zum Beispiel berechnet, daß am 15. November ein großes Blutvergießen erfolgen würde, so glaubt der genügsame Dechant den Propheten schon dadurch gerechtfertigt, daß er dazu bemerkt: „15 Novembris do worden allenthalven vele swine geslachtet.“

Glaube an Zauberei fand vor Allem bei dem ungebildeten Kriegsvolk Pflege. So berichtete Jurgen von Holle, der 1563 den Dänen als Hauptmann in den



schwedischen Kriegen diente, daß vier Zauberinnen des Königs von Schweden dadurch den Dänen Unglück zu bringen gesucht hätten, daß sie die von den Feinden bedrohte Landschaft mit Wollfäden überzogen. Es ist der Zauber des „hegenden Fadens“, an den man glaubte, und der unter anderem in Sagen von Städtegründungen sowie in der Sage vom Rosengarten zu Worms verwendet ist.

Oldecop giebt derartiges, vom Volke gern Geglaubtes stets mit einigem Mißtrauen wieder, und sein menschliches Gefühl empört sich bei Schilderung der namenlosen Leiden, die auch in unserm Lande Hexenwahn und Hexenverfolgungen über zahlreiche unschuldige Opfer brachten. Nur mit Widerstreben läßt er sich dazu herbei, einen solchen Prozeß zu erzählen, dessen ungewöhnliche Thatfachen Hildesheim lange in Aufregung erhielten, hat aber damit ein wahres Kabinettstück geliefert.

Im Jahre 1563, erzählt er, kurz nach den heiligen Ostern, schalten sich zwei Nachbarinnen auf der Neustadt, und die eine der zankenden Frauen rief der anderen zu, sie sei ja eine Hexe. Gemeint war die Frau des Bürgers und Wollenwebers Andres Munsted, ihre Anklägerin war die Frau Gort Mengers, der das gleiche Gewerbe betrieb. Sie wohnten dicht bei einander, nur ein kleines Haus trennte sie.

Die Munstedsche war ein verwegenes Weib, auch nicht gut beleumundet; trotzdem hatte sie den Muth, mit Mengers Frau sich der Obrigkeit zu stellen, um in richterlichem Verfahren ihre Unschuld zu erweisen.

Der ehrbare Rath der Neustadt ließ nun zum peinlichen Verhöre der beiden Frauen einen in Hexenprozessen

erfahrenen Untersuchungsrichter aus Hannover kommen. Munsted aber bestach, wie man nachher behauptete, den Richter; deshalb ward seine Frau nur oberflächlich verhört, und da beide nichts eingestanden, entließ man sie gegen Bürgschaft.

Indessen begann Cort Meyger zu verarmen und verlor aus seinem Hause das Geld in Kiste und Beutel, den er am Gürtel trug, den Speck vom Wiemen und das Butterbecken mit der Butter aus dem Schranke. So nahm er großen Schaden an seiner Nahrung und ward ärmer und ärmer. Da sich die Männer nun wohl täglich sahen, kam es zu bitteren Äußerungen und harten Worten, in denen Cort dem Nachbar und seiner Frau vorwarf, an seinem Unglück schuld zu sein. Einmal rief er aus: „Wo na heftu und din wif juwe bosheit over mek armen man lange noch gedreven? Ik meinde, ik wolde bi den market gan und wes kopen, nu heft de duvel und du min gelt ut dem budel, dat ik von stunt ingesteken, wech gehalet!“

Den Vorwurf des Diebstahls durfte Andres Munsted nicht auf sich ruhen lassen, ging zum Bürgermeister, klagte über Gewalt und Unrecht und verlangte gerichtliches Einschreiten. Deshalb wurde Cort Meyger aufgefordert, vor den Herrn vom Rathe zu erscheinen. Er bekannte, die Äußerung gethan zu haben, hielt die Beschuldigung aufrecht und ließ sich mit Andres Munsted in den Diebstahlskeller, das gewöhnliche Gefängniß für Verbrecher, setzen. Andres aber drang auf Beweise für die Behauptung und auf Strafe, wenn Cort sie nicht beibringen könne.

Doch der ehrbare Rath wollte aus mancherlei Gründen — „de dem rade wol bewust weren“ jagt Oldecop — das Verfahren nicht eröffnen, sondern vermittelte einen

Vergleich, ließ beide Bürger los und befahl ihnen, mit Hilfe guter Freunde sich zu vertragen. Cort Menger fügte sich nicht, blieb gegen des Rathes Willen im Gefängniß und wollte, wie er oft sagte, die Munstedtsche überführen, daß sie eine Here sei. Der Rath wollte wiederum mit Heren nicht gern zu thun haben und die Verhöre vermeiden; es hätte sonst wohl die Sache eine zu große Ausdehnung gewonnen. So saß der Unschuldige im Kerker. Niemand wollte ihn retten. Zudem ward ihm aufgegeben, binnen vierzehn Tagen den Beweis zu erbringen, daß Andres Munsted oder der Teufel, der seiner Frau diene, ihm das Geld aus dem Beutel genommen habe und daß Munsted's Frau eine Here wäre.

Raum vierzehn Tage nach dem erfolglos versuchten Vergleich, am 5. und 6. Mai 1564, dem St. Godehardstage, fing ein teuflisches Gespenst mit unerhörtem Lärm an sein Wesen zu treiben. Bei hellem Tage wie bei Nacht geschah es, daß aus Andres Munsted's Hause und Hofe viele Steine und Kalkstücke in Cort Meygers Haus durch die Fenster und auf den Boden geworfen wurden. Auch kam bisweilen der böse Geist in Cort Meygers Haus, jagte wohl die Tuchmachergesellen von dem Webestuhle, stieß sie in den Nacken, wenn sie ein Laten kürzten, und that Cort Menger, seiner Frau und dem Gesinde großes Herzeleid. Ein fünfzehnjähriges Mädchen, das im Hause war, wurde vom bösen Geiste besessen und so gequält, daß es Jedermann jammerte.

Die Obrigkeit wußte hiergegen nichts zu thun, oder wollte es nicht. Man zog die lutherischen Prediger zu Rathe. Aber die wußten von der Munstedtsche nichts Böses; denn sie ging in der Regel alle vierzehn Tage zum Tische des Herrn und sandte häufig dem obersten

Geistlichen auf der Neustadt gebratene Gänse und Hühner, sowie frische Butter und dergleichen. So war ihnen der Mund gestopft, über die Münstedische, wollten sie die Wahrheit nicht sagen und ließen zu, daß der Böse mit seiner Ruhme, Münsteds Frau, gegen Eort Meyger nach ihrem Willen verführen und ihn zu Grunde richteten.

Damit noch nicht zufrieden, sandte das böse Weib ihren Diener, den Teufel, auch in das Haus des Rechtskundigen, welcher die Sache für Meygers Frau geführt hatte, in das Haus des Thomas Godeke in der Altstadt. Es war in der Dämmerung, abends am 17. August, als ein großer, langer Mann das Haus betrat und stillschweigend auf den Boden stieg. So sagten der Sohn des Thomas Godeke und seine Magd, die es gesehen haben wollten. Thomas selbst kam bald darauf nach Haus und erfuhr, was Sohn und Magd gesehen. Er sprach die Nachbarn um Hilfe an, nahm einen Spieß und ein Gewehr zur Hand, ließ eine Laterne voran tragen und stieg auf den Boden, um den großen Mann zu suchen, „wo he dede“.

Aber er fand nichts, deshalb fing er an auf seinen Sohn und die Magd zu schelten. Da brach der böse Geist in Lachen aus, stieß die Magd scherzhaft in die Seite und sagte mit deutlichen Worten, aber mit schwacher, heiserer Mädchenstimme: „Faß den Jungen bei der Hand und tanze mit ihm! Ich werde euch eine feine Tanzweise aufspielen!“

Der unerfahrene Junge bot nun der Magd die Hand, aber die wollte nicht tanzen. So tanzte der Junge allein, und die Anwesenden sahen es, hörten das Spiel, bemerkten von einem Spielmanne aber nichts. Endlich soll der Junge zu dem Spielmann gesagt haben: „Willst du nicht besser spielen, so will ich auch nicht länger tanzen!“ Da be-

gann der böse Geist ein ungemein liebliches, herrliches Saitenspiel, wie man es hier noch nie gehört hatte.

Jetzt verbot Thomas Godeke seinem Sohne weiter zu tanzen. Jeder schlug ein Kreuz, und alle stiegen vom Boden herab, sammelten sich auf der Hausflur und besprachen den Vorfall. Indessen verursachte der böse Geist einen so ungestümen Lärm auf dem Boden sowie unten im Hause, daß es schien, als wollte er das ganze Haus aus seinen Fundamenten reißen.

Nachts um 10 Uhr begann der Böse den Hauswirth wieder freundlich anzureden und sprach: „Thomas, beruhige dich! Ich bin allerdings hierher gesandt, darf dir aber kein Leid und keinen Schaden thun.“

Da fragte Thomas, wer ihn denn in sein Haus gesandt hätte. Der böse Geist antwortete, das hätte seine Ruhme, Munstedts Frau, gethan, weil Thomas als Rechtsbeistand für Meygers Frau aufgetreten wäre.

Jetzt soll Godeke gerufen haben: „Der Teufel ist ein Lügner! Packe dich weg von hier! Ich bin ein getaufter Christenmensch; ich will der Meygersche Rechtsbeistand gegen die Munstedtsche nicht fürder sein.“

„Nein, Thomas,“ sagte der böse Geist, „du mußt noch einmal daran! Und dann will ich meiner lieben Ruhme ihren Lohn geben, sie hat mir lange genug gedient, und ihre Zeit ist vor der Thür.“ Es war Mitternacht, als der Böse diese Worte gesagt haben soll, und in dieser Nacht vernahm man weiter nichts von ihm.

In der auf den 18. August folgenden Nacht kam derselbe böse Geist wieder in Thomas Godekens Haus und bemühte sich auf alle mögliche Weise den Menschen Schrecken und Entsetzen einzulösen. Aber er ließ sich diesmal in keinerlei Gestalt erblicken, sondern polterte im

Hause umher. Vom Boden aus rief er die Nachbarn zusammen, war dann augenblicklich wieder im Hofe, oder gar bei ihnen im Hause, und das dauerte wohl eine Stunde lang.

Darauf begann der Böse mit den einzelnen bei Thomas Godewe versammelten Leuten freundlich und angenehm sich zu unterhalten und gab jedem, der ihn fragte, entweder ordentliche Antwort oder sagte nur: „Mum! Mum!“ Als nun Thomas Godewe dem bösen Geiste befohl, ins Barnbrock zu fahren und ihn mit seinem Hause in Frieden zu lassen, antwortete der Böse: „Thomas, willst du mir etwas geben, wenn ich ausfahre und nicht wieder in dein Haus komme?“

Sofort zog Thomas einen Mariengroschen aus dem Beutel, warf ihn auf den Tisch und sagte zu dem bösen Geiste: „Hier! den nimm hin und fahre davon!“

Einer der anwesenden Bürger, der dicke Wulfhagen, ein dreister, übermüthiger Mann, fiel ein und rief: „Du, Teufel! Du sollst den Mariengroschen aber vom Tische nehmen, daß wir es alle sehen!“

Der Böse verspottete ihn und sprach zu Godewe: „Gieb mir einen Goldgulden, so will ich ihn vom Tische nehmen, daß ihr es alle sehet; dann will ich auch hinfahren und nicht wieder kommen.“

Darauf erwiderte der Hauswirth: „Ich habe keinen Goldgulden.“

„Wie läßt du nur!“ sagte der böse Geist, „hast du nicht in jenem kleinen Kasten zwei Goldgulden liegen, die dir Koleses in Alfeld dafür bezahlt, daß du seine Sache zu führen übernommen hast? Von den beiden Gulden gieb mir einen, damit ich ihn meiner lieben Mähme bringe; sie läßt mich sonst nicht bei sich ein.“

Godeke entgegnete: „Ich habe den Goldgulden selbst nöthig und kann ihn nicht entbehren.“

„Dann gib mir einen von den Thalern, die bei den Gulden liegen!“ war nun die Forderung des bösen Geistes.

Thomas aber sagte: „Du hast ja schon gehört, daß ich das Geld nicht entbehren kann; denn mein Verdienst ist gering. Nimm den Groschen und ziehe von dannen!“

An dieses Zwiegespräch schlossen sich seltsame Einfälle und Fragen der Bürger, die gekommen waren, um Thomas Godeke Gesellschaft zu leisten und Zeugen von dem seltsamen Gebahren des Teufels zu sein. So fragte man viel nach den Herren, nach Gottes Worte und den lutherischen Predigern, wann er zu seiner Ruhme ginge, und wie lange er das schon gethan habe.

Ich will die Antworten des Bösen auf die Fragen der Bürger, fährt der Chronist fort, hier nicht verzeichnen; verzeichnet und aufbewahrt sind sie von der hiesigen weltlichen Obrigkeit. Abgesehen von dem, was ich hier noch füglich mittheilen kann, will ich schweigen und Bürger und Laien untereinander davon weiter reden lassen.

Der erwähnte Wulfhagen zeigte sich keck, fragte den bösen Geist mehr als die andern und that sich dem Teufel gegenüber als gut evangelischer Christ etwas auf seinen Glauben zu gute. Seine Fragen waren nicht alle gleich gut und passend gewesen. So hatte er diese und jene genannt, mit der Frage: „Ist das nicht auch eine Here?“ Bei einigen hatte es der böse Geist bejaht, bei andern nur: „Mum! Mum!“ geantwortet. Schließlich fuhr der Böse in die Lade, auf welcher der große Wulfhagen saß, hob dieselbe mit dem schweren Manne in die Höhe und setzte sie wieder nieder, daß dem, der darauf saß, wohl

Gu Ling, Bilder aus Hilbesheims Vergangenheit.

3

der Rücken knacken mochte. Darauf war Wulshagen still geworden, fragte den bösen Geist nicht mehr und ging bald nach Haus. Der Böse aber rief ihm nach: „Geh mir hin, du Erz-Wucherer! Dir werde ich auch noch einmal näher kommen!“

Als es nun Mitternacht geworden, fragte Thomas Godeke den bösen Geist, wie er hieße. Da antwortete dieser offen, er heiße Straußfeder; sofort rief der Hauswirth: „Fahr hin, im Namen Jesu, du böser Geist mit deiner Straußfeder und komm nie wieder in mein Haus!“

Ob er nun dem bösen Geiste auch Geld gegeben hat, oder nicht, ist unbekannt geblieben. Es stellte sich aber heraus, daß Straußfeder nicht wieder zu Godeke kam. Desto mehr machte er sich in Meygers Hause zu schaffen und plagte besonders die arme Besessene.

Munstedts Frau ließ sich durch nichts irre machen und blieb feck und übermüthig, wie sie stets gewesen war. Ging sie an zwei Bürgern vorbei, die zusammenstanden und sich unterhielten, so sagte sie lachend: „Sprecht ihr auch von der Here?“

Wenige Tage vor ihrer Festnehmung war sie auf ihrem Garten, dem Goderskampe, und sagte zu der alten Frau Flebbe Tochter, die dastand und arbeitete: „Wolltest du mir folgen, so würdest du reichlich verdienen und brauchtest so saure Arbeit nicht zu verrichten.“

Die junge Frau antwortete: „Liebe Munstedtsche, wenn ihr mir etwas Gutes lehren könnt, womit ich Geld genug verdiene, so will ich eure Lehre annehmen.“

Die Mundstedtsche zog den Beutel und gab der Frau daraufhin zwei Mariengroschen. Plötzlich stand ein feiner junger Mann neben ihnen, ganz in Grün gekleidet, eine



goldene Kette um den Hals und eine weiße Straußfeder am Hüte.

„Sieh,“ sagte die Mundstedtsche, „der wird uns Geld und Gut genug geben! Kommet morgen in mein Haus und geht, ohne euch aufzuhalten, zu mir in das Zimmer, so will ich euch weiteren Bescheid geben.“

Der jungen Frau war sowohl lieb als leid, als sie nach Haus kam, und erzählte das Vorgefallene ihrer Mutter. Am andern Tage begab sie sich auf den Rath ihrer Mutter in das Haus der Mundstedtsche, um ihr die beiden Mariengroschen wiederzugeben. Andres war auf seiner Diele, er wies sie in das Zimmer. Dort sagte die Mundstedtsche:

„Liebe Tochter, behalte das Geld! Sieh, der hier bei mir sitzt, der soll dir heute über acht Tage noch genug dazu geben; und trink einmal mit dem jungen, feinen Gesellen! Aber du darfst nicht darüber plaudern.“

Es war derselbe, der tags zuvor auf dem Garten sich in grünen Kleidern gezeigt hatte. Die junge Frau ließ sich überreden, trank mit ihm, behielt die zwei Groschen und ging wieder nach Haus zu ihrem Vatten.

Endlich wollte Gott den armen gefangenen Mann, Cort Meyger, retten und der Obrigkeit zeigen, daß die Mundstedtsche eine Here sein mußte; und das kam gar seltsam und wunderbar an den Tag. —

Am Montag, dem 11. September, war eine Hochzeit auf der Neustadt, wozu auch der Schmied Claves Stute mit Frau und Tochter gebeten war. Während nun alle aus dem Hause des Schmiedes abwesend waren, legte seine eigene Magd in des Nachbars Scheune Feuer an, um bei der entstehenden Verwirrung ihre Frau und deren Tochter ungestört bestehlen zu können. Der Anschlag ge-

lang, und sie trug das gestohlene Gut in das Haus der Kempfsche, jener Frau, welche von der Munstedtsche die zwei Mariengroschen empfangen hatte. Die Kempfsche bewahrte die gestohlenen Kleider in einem Sacke auf.

Da nun das Feuer, ohne Schaden gethan zu haben, gelöscht wurde, fragte man eben nicht nach dem Brandstifter; dennoch lenkte sich der Verdacht auf die Dienstmagd. In der folgenden Nacht wurde die Diebin mit dem Sacke, in dem die Kleider sich befanden, durch die Wächter aufgegriffen und auf das Rathhaus gebracht. Als die Kleider aus dem Sacke geschüttet waren, legte die Diebin ein Geständniß ab und gab auch die Kempfsche als Fehlerin an. Der Rath sandte eilig hin und ließ die Kempfsche vorführen. Ehe sie kam, war noch kein Wort von Heren gefallen. Als sie aber eintrat, verrieth sie sich, ohne die Diebin gesehen zu haben, mit der Aeußerung: man wolle nun wohl die armen Heren zur Rechenschaft ziehen; der Rath solle doch die Munstedtsche holen lassen, die habe ihr die Zauberei gelehrt. Mit größter Vorsicht ließ darauf der Rath die gefährliche Person nichtsahnend im Bette verhaften und setzte sie ins Gefängniß.

Beim Verhör gestand die Diebin auch die Brandstiftung. Als man die Munstedtsche peinlich verhören wollte und ihr schon die Rüstung angelegt hatte, soll sie mit lauter Stimme gerufen haben: „Struschen, Struschen! Du hast mir doch versprochen, daß ich so nicht gequält werden und von Menschenhänden sterben sollte!“ Augenblicklich soll sie beim Kopfe ergriffen, in die Höhe gerückt und wieder niedergestoßen sein, daß ihr vernehmlich der Hals knackte. Die Umstehenden hatten niemand gesehen, aber wohl gemerkt, daß Straußfeder bei ihnen war; denn sie erschrafen und entsetzten sich alle.

„Und solche ende hadde de Munstedesche begeret und ok bekommen. Beware uns got!“

Am Montage darauf, dem 18. September, ward der Leichnam der Munstedische in einem alten Sacke, woraus der Kopf schenßlich herunterhing, sammt der Frau Kampes, der Flebbeschen Tochter, vor das weltliche Gericht gebracht. Nach gehörter Klage und Antwort wurden beide als Hexen zum Feuertode verurtheilt und verbrannt. Zugleich ward die diebische Magd, welche das Feuer angelegt hatte, an einen Pfahl geschmiedet und daran todt geräuchert.

Bezeichnend für den Standpunkt des Erzählers ist es, daß er für die verständige Zurückhaltung, welche der Rath in dieser Sache dem ungestümen Verlangen nach gerichtlichem Einschreiten gegenüber zeigte, kein Verständniß hat und der Haltung der Obrigkeit offenbar falsche Beweggründe unterzieht.

Die Sitte des Volkes trug in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts noch altkirchliche Färbung. Zum Jubeljahre zog 1500 Hans von Holthusen aus Hildesheim nach Rom. An der Achenfahrt des Jahres 1517 theilten sich über fünfzig Bürger der Stadt. Einige Hundert Pilger aus Ungarn, Böhmen, Preußen, Pommern und Oesterreich kamen auf der Durchreise durch Hildesheim. Diesen schlossen sich die Bürger mit Weib und Kind, Knechten und Mägden an und besuchten Trier, wo die 1513 gefundene Reliquie gezeigt wurde, Aachen, Mastricht und andere Wallfahrtsorte. Jeder reiche Bürger, der mitzog, machte vorher sein Testament „und gaff sik

mede dar tofrede und willich to starvende, also in velen steden dat hillige evangelium, Paulus und andere hillige vedere vormanen und schreven, und weren des ok wol berichtet, dat got alderwegen is: Aver se togen von dem oren, makeden sik arm und elende, so wol an den wartlichen goderen als an der zele.“

Gefastet wurde mit Strenge. Selbst Käse zu genießen war am Freitag unerlaubt; von einem Übertreter dieses Fastengebotes erzählte man sich, daß er durch Blut, das aus dem sündhaft angechnittenen Käse gequollen, von seinem Frevel überzeugt worden wäre. Auch die Kinder wurden ans Fasten gewöhnt, indem man ihnen zum Lohne durch St. Nikolaus neue Kleider, Schanäpfel und Birnen bringen ließ.

Außerungen unkirchlichen Sinnes konnten gefährlich werden. Am 1. August 1524 brach nach einer feierlichen Prozession um die Stadt gegen Mittag auf der Neustadt Feuer aus, das mit rasender Gewalt um sich griff. In der ganzen Stadt erklangen die Sturmglocken. Bald war über die Hälfte der Schuhstraße in Asche gelegt. Das Feuer dehnte sich sowohl nach dem Braunschweiger Thore als nach dem Gelfstiege zu aus; das Thor am Gelfstiege mußte geschlossen werden, sonst wäre auch wohl ein Theil der Altstadt mit abgebrannt. In mehreren Höfen bei dem Kreuzstifte und im Brühlthurme zündete das Feuer. Es fehlte nicht viel, so hätte man eine alte Frau, welche vorher über das Prozessionsgehen gespottet hatte, ins Feuer geworfen; denn man war überzeugt, daß sie durch ihren Spott das Feuer verursacht hätte.

Auch auf die gerade in diesem Jahrhundert quellenarme Geschichte des Feuerlöschwesens in unserer Stadt

wirft der Bericht über den Brand einiges Licht. Es gelang nämlich, wie allgemein geglaubt wurde, erst einem Priester, der mit dem Sakramente an der Brandstätte erschien, das Feuer zu dämpfen. Oldecop versichert, daß dies hier Sitte gewesen sei. Freilich unterließ man dabei keineswegs die angestrengteste Arbeit.

Wie einfach und schlicht sich der Alt-Hildesheimer auch im Augenblicke der höchsten Gefahr gab, läßt eine bei derselben Gelegenheit erzählte Episode erkennen, die sich auf dem vom Feuer ergriffenen Brühlthurme abspielte.

Es war Nacht geworden, der Brühlthurm, das Pulvermagazin der Stadt, brannte schon so heftig, daß die Bleidachung schmolz. Oldecops Vater war als Baumeister der Stadt auf seinem Posten, dem bedrohten Thurme. Da sah er neben sich seinen Sohn stehen, unsern Chronisten, der nach fast fünfjähriger Abwesenheit kurz zuvor aus Italien zurückgekehrt war, und sagte gelassen: „Unser ein is hire to vele. Westu nicht, dat wi wol 20 tunnen pulvers under den voten hebben?“ Der Sohn verstand den Befehl des Vaters und ging, obgleich er eigentlich an die Gefahr nicht gedacht hatte.

Von der letzten Aufführung der Passionsspiele in Hildesheim erzählt unser Berichterstatter Folgendes. Im Jahre 1517 ward die Johannespassion auf dem Markte aufgeführt. Der ganze Markt war mit vielen hohen Tribünen bebaut, hergestellt aus Tannenholz-Dielen. Die Spieler, junge Bürger und Bürgerkinder, hatten sich für diesen Zweck neue Kleider anfertigen lassen. Palmsonntag Mittag um 12 Uhr wurde der Einzug des Heilandes in Jerusalem dargestellt. Am Gründonnerstag nach der

Vesper kam Jesus mit seinen Aposteln nach Jerusalem, aß das Osterlamm, wusch ihnen die Füße und hielt nach Johannes 14—17 eine herrliche Abschiedsrede, die eine Stunde dauerte. Am stillen Freitag nach 4 Uhr versammelten sich wieder die Spieler und die ganze Stadt: und da ging Jesus mit seinen Aposteln, die durch Priester in schwarzen Kaseln dargestellt wurden, in den Garten, ward durch Judas verrathen, vor die Hohenpriester, Herodes und Pilatus geführt, verurtheilt, gekreuzigt und begraben.

Seinen höchsten Glanz entfaltete das Volksleben bei den feierlichen Empfängen des Landesherrn und bei den Volkslustbarkeiten.

An die vielerzählte Einholung Bischof Johannis, am 1. August 1504, wobei der Bischof aus dem Sattel geworfen wurde, schloß sich ein glänzendes Turnier auf dem Markte, das Herman Kypverbusch das Leben, Hinrick Lange aber einen Arm und den Daumen der andern Hand kostete.

Das letzte Papageienschießen fand 1506 auf der Schützenwiese statt. Man schuß mit Bogen von Horn und Stahl und mit hölzernen Bolzen. Wieder wird hervorgehoben, daß sich die Bürger dieser Kleiderpracht liebenden Zeit für das Fest ganz neu kleideten und ihre Armbrüste alle mit stählerner Winde versehen ließen. Die Bolzen waren vermalt; auf jedem stand der Name des Schützen. Der ehrbare Rath ließ durch Umlesen bekannt machen, man solle nicht mit fremden Bolzen schießen; denn weißen Bolzen zugleich mit dem Papageien niederfiele, der solle der Sieger sein und eine neue Armbrust mit Stahlwinde als Preis erhalten.

Ueber tausend Schützen waren am Sonntage nach

Trinitatis von 1 Uhr ab auf der Wiese versammelt und schossen bis Sonnenuntergang mit so fröhlichem Eifer, daß manche Armbrust von dem vielen Schießen und von der großen Hitze unbrauchbar wurde. Aber der Vogel blieb fast unbeweglich auf seinem Plaze, und man raunte sich zu, er sei eingeschoben und mit Pechdrähten befestigt. Deshalb entstand großes Murren. - Nun ward erlaubt, außer der Reihe zu schießen. Jeder Bürger gebrauchte den Bolzen, der ihm gerade in die Hand kam. So schoß Hinrick Plate mit einem fremden Bolzen, auf dem der Name „Borchardus Wychman“ stand, den Vogel herunter.

Diesem Borchardus Wychmann sprach der ehrbare Rath dann den Preis zu; die Armbrust wurde vor ihm einhergetragen, und die Bürgermeister gaben ihm unter Trommel- und Posaunenschall feierlich das Geleit bis vor seine Thür im Brühle. Einige Bürger gingen mit Hinrick Plate zu Haus und zechten mit ihm vor seiner Thür im Hofen die Nacht durch.

Am zweiten und dritten Tage ließ der Rath alle Schützen auf den Gewandhäusern mit Gesottenem und Gebratenem speisen; zu trinken bekamen sie gutes März-  
bier. Alle waren fröhlich und einträchtig. Das Fest verlief ungestört und gnußreich.

Vom Mairitt, der zuletzt von Julius Wolff in der Renata besungen wurde, von der Gralfeier und anderen Volkslustbarkeiten ist in den Aufzeichnungen Oldecops nicht die Rede. .

Wohl aber erregen die Ausschreitungen der Tracht seiner Zeit die Aufmerksamkeit des Dechanten, dessen Geschmacke jedenfalls die alte Kleidung der Geistlichen und Gelehrten oder doch die steife spanische Tracht näher stehen mußte. Hatte schon die Kleidung der „bunten Bauern“ den Spott

herausgefordert, die 1514 von Herzog Heinrich dem Älteren von Braunschweig, zum Theil halb roth halb gelb, zum Theil halb weiß halb schwarz eingekleidet waren, so entrüstete man sich allgemein, als in den fünfziger Jahren in Hildesheim die „zerluderte, zucht- und ehrverwegene pludrige Teufelshose“ bei Edelleuten und Bürgerkindern in Aufnahme kam.

Landsknechte hatten sie erfunden, wie berichtet wird, im Lager des Kurfürsten Moriz vor Magdeburg oder im Braunschweiger Land. Das Paar Hosen war von sechs Ellen englischen Tuches gemacht; durch unzählige Schlitze wurden dann bis zu hundert Ellen dünnsten Seidengewebes hindurchgezogen, so daß dieser Ueberzug der Hosen weit und schlottrig bis auf die Knie herabhing. Der Saß war übermäßig groß und scheußlich; man schnitt nämlich vier Löcher ein und staffirte diese ebenfalls kraus mit dem genannten Seidengewebe; es sah aus, als guckten vier kleine Teufelköpfe daraus hervor. Einige trugen darüber die auch aus den Darstellungen am Bettner im Dome bekannten Schamkapseln in solcher Frechheit, daß Frauen und Männer daran großes Vergnügen nahmen. Das englische Tuch war zum Zwecke dieser Kleidung so gänzlich zerschnitten, daß man nicht einmal einem armen Kinde eine Socke mehr daraus hätte machen können.

Fragt man nun, wozu die „Teufelslarve, die in den Schlotterhosen stach“ zu gebrauchen war, so mußte man eingestehen, sie sei nicht soviel werth, wie „ein lahmer Hund“. Konnte ein solcher Mann doch weder schwimmen noch tauchen, weder durchs Wasser waten, noch durchs Moor schleichen, weder Wälle oder Mauern ersteigen, noch im Falle der Noth laufen: trotzdem wollte er ein Landsknecht sein und Sold verdienen.



Durch die Verschwendung bei dieser Tracht wurden alle Gegenstände des Handels vertheuert, „und dat kleit brachte eine sodane veranderinge bi velen luden, dat alle tucht, scham und erlicheit vorschwant und alle hoffart, motwille und untucht groter wart“.

In der Beurtheilung dieser Mode weiß sich Oldecop eins mit dem berühmten Verfasser des „Hosenteufels“, dem Professor Andreas Musculus, Generalsuperintendenten des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, der wohl einmal solche Stutzer einfangen und in einem Käfig ausstellen ließ, während davor eine Musikbande spielte.

An Gasthäusern und Kneipen war besonders gegen Ende des Jahrhunderts kein Mangel in der wohlhabenden und blühenden Stadt.

Als alt ist der „Neue Schaden“ bekannt, in dem an einem Dezemberabende des Jahres 1548 eine zehende Gesellschaft den Entschluß faßte, den steinernen Bildern der Apostel Petrus und Paulus vor der Kreuzkirche die Köpfe abzuschlagen und Todtenköpfe darauf zu setzen.

Einträglich war das Geschäft auf der Domschenke, bis die Stadt ihr durch Errichtung einer neuen Schenke und durch das an die Bürger gerichtete Verbot, die Domschenke zu besuchen, empfindliche Konkurrenz machte. Im Jahre 1569 kam es zu weitläufigen Klagen darüber, welche bis an den Kaiser gingen.

Schlimm war um dieselbe Zeit das Treiben in den Winkelnkneipen, deren es eine große Zahl mit originellen Namen gab. Eine hieß „Im blauen Donner“, eine andere „Zur Gulden-Noth“, andere „Im gelben Blitze“, „In der Molle“, „In der Baumnanne“, „Im fetten Darne“ und so fort. In diesen Kneipen wurde heimlich Tag und Nacht mit Würfeln und Karten gespielt, Laster

und Schande getrieben und die Bürger von den Spitzbüßen geprellt, bis der Rath 1571 alle Winkelfneipen schloß. Zugleich verbot er das Branntweinbrennen bei schwerer Strafe.

Gegen die Leichtlebigkeit der Bürgerschaft waren noch andere Rathsverordnungen gerichtet. So untersagte die Obrigkeit die ärgerlichen Belästigungen der Wöchnerinnen sowie den zu großen Aufwand bei den Kindtaufsgelagen und zog die ledigen Nähterinnen zu städtischen Abgaben heran, um die Vermehrung dieser Klasse von Einwohnern zu hindern; man solle, mahnte der Rath, die Mädchen in einen ordentlichen Dienst geben.

Auch das Zuhälterthum war in Hildesheim schon bekannt; aus dem Jahre 1569 wird ein Fall berichtet. Die Ehefrau des Fuhrmannes Hans Gerbrecht pflegte die Angelocten auf ihren Garten zu bescheiden, wo sich ihr Mann versteckt hielt, um im gegebenen Augenblicke hervorzuspringen, den Opfern das Feuerrohr auf die Brust zu setzen und ihnen Geld abzupressen. Gerbrecht verrieth sich einst selbst durch unvorsichtige Aeußerungen; er wurde am 29. Juli enthauptet und auf ungeweihter Erde auf dem Katharinenfriedhofe begraben. Seine Frau ward am Schandpfahle gestäupt, mußte die Schandsteine tragen und die Stadt auf immer meiden. Zwei theilhaftige Bürger wurden mit zeitweiliger Verbannung bestraft.

Vor dem Lichtenberge ist am 12. März 1559 eine Bauersfrau mit zwei Stiefföhnen wegen Incest verbrannt.

Das Unwesen der Räuber und Diebe nahm bei der Verwilderung des Volkes, die durch die ständigen Kriege in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden herbeigeführt wurde, bedeutend zu.

Am 27. August 1571 wurden auf einmal zu Steuer=

wald vier gehängt und zwei gerädert; man hatte es aber mit einer aus zwanzig Mann bestehenden Bande zu thun.

Übrigens ließ die Rechtspflege seit alters an Strenge nichts zu wünschen übrig.

Wer die Münze verschlechterte, ward aufgehängt, der Falschmünzer in einer Pfanne gesotten, bis ihm das Fleisch von den Knochen fiel. Nach der Mitte des Jahrhunderts scheint aber schon die Nachsicht bei Münzvergehen eingegriffen zu sein, welche das entstehende Unwesen der Ripper und Wipper begünstigte und im Braunschweiger Land unter der Regierung Friedrich Ulrichs so schwere Krisen heraufbeschwor. Von gewerbsmäßiger Münzfälschung lebten damals mehrere Kaufleute in Hildesheim; das unsaubere Geschäft war einträglich genug, wenn von vier alten Pfennigen neun neue auf den Silbergroßchen geschlagen wurden. Gelegenheit zur Einwechslung solcher minderwerthigen Münze gegen vollwichtige bot sich in Leipzig oder in einem Geldlager.

Wer ohne Sühne oder Schutz aus der Verbannung zurückkehrte, den traf Todesstrafe. Der aus der Stadt verbannte Goldschmied Bith Elamer, genannt Dornman, wurde am 15. Mai 1562 auf offenem Markte enthauptet, weil er trotz vieler Warnungen wiederholt in die Stadt gekommen war. Doch wenn der Verbannte im Gefolge eines Fürsten zurückkehrte, der ihn schützte, so war er sicher. Auf solche Art führte der Landgraf Wilhelm von Hessen auf der Rückreise von Gottorp kurz vor Weihnachten 1565 den Bürger Sander Blecker nach Hildesheim zurück; dieser war auf fünf Jahre verfestet, weil er einen Geistlichen hatte lahm schlagen lassen.

• Hart war auch die Strafe, welche der gestrenge Bischof Johann IV. im Jahre 1510 über die Moritzberger ver-

hängte. Sie hatten den Vogt des Bischofs geprügelt, als er eine Verhaftung vornahm. Deshalb ward auf Befehl des gekrönten Landesherrn in der „winterlangen“ Nacht des 29. Januar das Bergdorf, wie der Moritzberg damals hieß, überfallen und rein ausgeplündert, so daß man wohl 100 Wagen mit der Habe der unglücklichen Bewohner belud.

Die unmenschliche Grausamkeit der Rechtspflege jener Zeit schien sich selbst übertreffen zu wollen, wenn es sich um Bestrafung eines von Juden an Christen verübten Verbrechens handelte.

Als zwei Juden eine Kaufmannsfrau in Springe mit ihren beiden Kindern ermordet hatten, wurden sie vor dem Kalenberge mit eisernen Zangen zerrissen, von unten auf gerädert und dann noch lebendig geviertheilt, die Stücke an einem Kniegalgen aufgehangen, und neben den alten Juden — der jüngere hatte sich vorher taufen lassen — ward ein Hund gehängt.

Der Wucher wurde im Hildesheimischen schon längst nicht mehr ausschließlich von den Juden getrieben; auch Christen übten ihn heimlich, sodaß in Predigten dagegen aufgetreten wurde. Von Judenverfolgungen aus Anlaß eines Ritualmordes berichtet Oldecop aus Herzog Erichs Lande, nicht aus dem Hildesheimischen. Doch wurde auch hier selbst von Leuten gemäßigter Gesinnung nur mit Fluch und Haß ihrer gedacht.

Einem Juden Musche vom Moritzberge gelang es 1571, viele heimliche Wucherer, Edelleute und fürstliche Beamte, durch das Versprechen hoher monatlicher Zinsen, um 50,000 Gulden zu beschwindeln. Nachdem er einige Zeit die Wucherginsen entrichtet hatte, verschwand er plötzlich über Nacht und bezahlte 50 000 Gulden mit dem

Bettstroh, wie sich der Gewährsmann ausdrückt. Später stellte er sich dem Gerichte.

Zu den unehrlichen Leuten zählte man außer dem Abdecker, Ziller oder Racker, dem Kesselflicker und dem Gelzer (susnider) besonders auch den Häscher, in dessen Bezeichnung sich damals, wie heutzutage, der Volkswitz übte; er wurde wohl Schack oder Kohlenträger genannt.

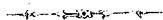
Ein Schäfer und ein Kesselflicker, die Ostern 1551 nach Hildesheim gezogen kamen, gaben sich als Schackgräber aus. In der Pfingstnacht übten sie in aller Heimlichkeit ihr Gewerbe unter Führung eines jungen Vikars, Jurgen Barner, im Hofe des Bischofs. Erst wurde in das Schack anzeigende Krystall geschaut, und dann eifrig gegraben. Bald fing die Posse an, den Vikar zu langweilen, und er führte die Gesellen zur Kasse des bischöflichen Verwalters. Die Schackgräber fanden in der erbrochenen Kasse, allerdings ohne besondere Kunst, 120 Thaler, welche das liederliche Kleeblatt unter sich theilte.

Schäfer, Müller und Stadtmusikanten wurden bekanntlich erst durch Reichspolizeiordnungen von 1548 und 1577 ehrlich gemacht.





# *Ecclesia turbatur . clerus errat.*



Euling, Bilder aus Hildesheims Vergangenheit.

Dat ick hedde van allen wunschen den pris  
Dat id alle golt ware: tin, isern und loth,  
De werlt so schon als dat erste paradijs,  
Und elligk gras droge ein rosen roth,  
Und alle steine und steinrufen groth  
Waren diamanten und robbinen,  
Und alle difsele und dorne bloth  
Waren lavendeln und rosmarinen,  
Und alle katten drogen arminen,  
Und aller blome blader weren groen,  
Elligk blat schon lasur intschinen  
Mit gulden fruchten avens und noen,  
Und alle elseln weren rosse koen,  
Und alle lame gulen, dat men vor perde ansit:  
Hedde wi nein reine concencie,  
Id enwere altomate niet.

Briamel vom Hildesheimer Schildbaum 1610.





Wenn es sich darum handelt, nach den Aufzeichnungen unseres Chronisten einige hervortretende Züge aus dem äußeren Leben der Kirche seiner Zeit zu einer anspruchlosen Skizze zusammenzustellen, so ist nicht zu vergessen, daß Oldecops Berichte in dieser Hinsicht, wie auch sonst, weder ein vollständiges Bild aller in Betracht zu ziehenden Erscheinungen liefern, noch insofern frei von Einseitigkeit sind, als er ausschließlich die altkirchliche Richtung vertritt. Daß er trotzdem, wie die Verfasser der Zimmerischen Chronik, die Lage der Kirche keineswegs beschönigt, gereicht ihm zur Ehre. In beiden Werken wird aber auch so aus dem Vollen geschöpft und das Thatsächliche tritt so sehr in den Vordergrund, daß einseitige Ansichten und Betrachtungen der Chronisten den Werth des Ganzen nicht zu beeinträchtigen vermögen.

Dat stichte to Hildensem, schreift Oldecop über die ältere Zeit, is dorch vele lande hoichberomet, geprijet und gelovet worden siner groten rikedage halven und veles vornemptlichen und berompten adels, de in anderen landen de hofferdigen stichtenoten genommet worden orer rikedage halven. Und ore kindere, de in der domkerken to Hildensem

canonike weren, regerenden de kerken und dat stichte to Hildensem mit orem bischoppe, dat got dardorch gelovet wart und alle inwonere hillich und rausam leveden, weinich tit utbescheiden; wente de doctores und curtisani weren nicht gern alleine, vel weiniger gehorsam.

Derhalven ein gelarter man, doctor Kannengeter genant, anno 1500 dar heftich weder predigede und so strenge, dat he umme der warheit willen ut Hildensem vorwiset wart. De hadde dem stichte to Hildensem und vorut der clerisien sinen fall und groten vordarf vorkundiget.

Hildesheim seufzte damals unter der Last eines unerhörten päpstlichen Bannes, der aus merkwürdigen Gründen zustande gebracht war. Der Domherr Wulbrandt von Ueberge hatte ihn zu Rom veranlaßt, um einer leidenschaftlichen Bürgersfrau, mit welcher er Umgang pflog, wieder zu einem von ihrem Manne ausgeliehenen Kapitale zu verhelfen. Den unglücklichen Ehemann hatte das habgüchtige Weib bereits durch Vorwürfe und aller Art Quälerei zum Selbstmörder gemacht.

Nun war allerdings zunächst der Schuldige, Gort von Schwichelde, welcher die empfangene Summe zurückzahlen sich weigerte, vom Papste in den Bann gethan und, von allen verlassen, gestorben und verdorben. Dann aber forderte man von Rom aus die Kirchen zu Hildesheim zum Ersatz auf; der Weigerung folgte der Bann.

Alle Gotteshäuser wurden geschlossen; wer besonders an den vier höchsten Feiertagen kirchlichen Bedürfnissen nachkommen wollte, zog nach Borjum, Einum, Ikum oder anderen Dörfern in der Nähe der Stadt. Die Schwangeren durften das Sakrament außerhalb der Stadt vor

der Sülte, in der Katharinenkapelle, vor der Karthaus oder in der Nikolaikirche auf dem Damme empfangen. Und gink harmlich to, versichert der Chronist, und dusse bann stunt dree jare lank.

Unbekümmert um die Folgen solcher Zustände führte ein Theil der weltlichen Kleriker, wohl meist Adelige, welche sich nach und nach fast ausschließlich in den Genuß der Pfünden gesetzt hatten, ein Argerniß erregendes Leben. Und darna gesecht wart, dat in den dren jaren de wartlike clerike binnen Hildensem tom dele nicht vele studeret und to der kerken gegang hadden. Und ore leddichgank makede se vleslich, und gingen tom dele spatzeren na aller untucht. De kerken weren besloten; dat bedent wart von itlichen vorgetten; ore wollust, wart und Satan vorforde se.

Wenn das Volk indessen an seiner Moralität und kirchlichen Gesinnung keinen erheblichen Schaden nahm, so zeugt das für die ihm innewohnende und später oft bewährte sittliche Tüchtigkeit und Religiosität.

Unter diesen Verhältnissen trat ein Barfüßermönch aus Hannover von größter Sittenstrenge und seltener Unerjrockenheit in Hildesheims Kirchen auf, Dr. Johannes Kammenger, um die Hauptsünden seiner Zeit mit heiligem Eifer zu bekämpfen, das ärgerliche Leben der Geistlichen, die Tyrannei des Adels, den Wucher der Bürger und die Hoffahrt des weiblichen Geschlechtes. Die Wirkung seiner Predigten war so tief und außerordentlich, daß man für die öffentliche Ruhe und Ordnung zu fürchten begann, wenn sie fortgesetzt würden. Man verbot ihm das Predigen, und er mußte die Stadt verlassen. Unvergeßlich waren manchem Hildesheimer seine letzten im Dome gesprochenen prophetischen Worte:

„Nemet ware, leven hern! nemet war! Ik se vor ogen und fole in minem gemote eine sware und bittere gemeine reformation vor handen. Und wille gi ju bi tiden nicht beteren, so wart de ban und torn des hern over ju fallen und tonichte maken. Und denne denket miner wort und lere, dat ik ju gewarnet und de sake juwer zele zalicheit alleine wol gemeinet hebbe! Wat gan mi an juwe rente? got is min deil; und dar genoget mi wol anne, ik si, war got wille.“

Einen, wenn auch flüchtigen Einblick in das Mönchsleben der damaligen Zeit gewährt uns die Lebensgeschichte des Benedictus Schriver, eines trefflichen, schlichten Küsters und Schulmeisters in der alten Lambertipfarre. Wir lassen Oldecop um so lieber selbst erzählen, als er und sein Vater, der Stadtbaumeister Hinrick Oldecop, diesen alten Mann, dessen Leben einen kleinen Roman einschloß, schätzten und verehrten.

„Im Jahre 1505 kam nach Hildesheim ein Mann mit seiner Frau und zwei Kindern gewandert; er hieß Benedictus Schriver, seine Kinder Hans und Barbara. Zunächst ließ er sich auf der Neustadt nieder und lebte von Unterricht im Rechnen und Schreiben. Da er aber im Kirchengefange ungewöhnliche Fähigkeiten verrieth, machte man ihn bald zum Küster in der Lambertipfarre, zu der damals Wohl, Neustraße und ein großer Theil vom Langenhagen und Altenmarke gehörte.

Im Verein mit dem Pfarrer Johan Knofenhauer diente nun Benedictus der Kirche. Beide hielten den Gottesdienst zur Erhebung und Freude der Gemeinde; viele Pfarrleute sangen mit dem Küster, „und wart al-

dar ein fin choer gewaret“. Außerdem hatte Schriver die Schule zu halten und lehrte die Kinder lateinisch und deutsch schreiben und lesen.

Mein seliger Vater und Hinrick Schunemeyger waren in dieser Pfarre Kirchenvorsteher und bauten in der Kirche mit frommer Leute Unterstützung einen neuen Chor, ließen den neuen Thurm stattlich mit Kupfer decken, zwei neue Glocken anbringen und stifteten eine neue Orgel, „dat ider from christenminsche dar lust und leve in hadde“.

Im Jahre 1513 befiel den fast siebenjährigen Küster eine schwere Krankheit, so daß er glaubte, seine Tage seien gezählt. Er ließ den Priester rufen und bekannte diesem das Geheimniß seiner Vergangenheit. Andere Leute aber erfuhren es damals noch nicht.

Als er nun wider Erwarten genas, ging er zu den Kirchenvorstehern, sagte seinen Dienst auf, trotzdem diese nichts unversucht ließen, um ihn zum Bleiben zu bewegen, und bat, sie möchten nach seinem Fortgange den Pfarrleuten in seinem Namen Lebewohl sagen und sich seiner armen Frau und Kinder um Gotteswillen annehmen.

Damit schied er; Frau und Kinder fanden in Hildesheim hinlängliche Versorgung.

Ungefähr ein Jahr darauf kam der Hildesheimer Bürger Hennyng Arneken, welcher als Kaufmann den Leipziger Jahrmart besucht hatte, auf der Rückreise durch Quedlinburg, rastete daselbst und wollte dann nach seiner Gewohnheit Messe hören, bevor er weiterzog.

Er traute aber seinen Augen nicht, als er in der Kirche den wohlbekannten Benedictus Schriver, in der Tracht eines Bettelmönches, am Altare Messe lesen sah.

Nach Schluß der heiligen Handlung sprach Arneken

den Mönch an und fragte ihn, was ihn dazu bewogen hätte, einen so guten Dienst zu verlassen und Bettelmönch zu werden. Schriver antwortete mit thränenden Augen, er sei bereits vor dreißig Jahren im Quedlinburger Kloster Priester gewesen, habe dann leider sein Kloster verlassen und der Welt und dem Fleische gedient, bis ihn die Krankheit zur Einker in sich selbst veranlaßt hätte; da habe er gelobt, wieder ins Kloster zu gehn, und wolle hier auch in Gott sterben.

Und so geschah es auch. Als ich nämlich 1519 zum ersten Mal nach Rom reiste, ritt ich auf Quedlinburg zu, nur um Benedictus Schriver zu sehn und zu sprechen. Da ward mir denn im Kloster von den Mönchen berichtet, ihr Bruder Benedictus sei vor kurzem als frommer Büsser in Gott entschlafen. Ich ließ mir sein Grab zeigen und befahl Gott seine Seele.“

Das Domkapitel wußte sich in den ersten dreißig Jahren des Jahrhunderts noch fast immer Herr der Lage, und als zum Beispiel 1526 die Bürgerschaft sich weigerte, dem Kapitel die üblichen Privilegien zu beschwören, genügte ein Auszug aller Domherrn aus der Stadt, um die Bürger gefügig zu machen.

Später freilich hülften die Domherrn viel von dieser Stellung ein, und an Verfolgungen und Plackereien des Kapitels durch die städtischen Behörden und die Bürgerschaft fehlte es bekanntlich nicht. Ueber das Verhältniß der solche Reibereien bisweilen veranlassenden Prediger zum Rath sagt Oldecop einmal: sie regierten den Rath, wie der Donner die Buttermilch.

Die Haltung des Kapitels und seiner Mitglieder war meist wenig erfreulich.

Von den zu Beginn des Jahrhunderts herrschenden Zuständen ist schon die Rede gewesen. Mit dem Vorgehen des Bischofs Johann IV. gegen die Stiftsjunker waren die Domherren keineswegs, wie Dichter es darstellen, auch nur zum größeren Theile einverstanden; sie ließen sich eben von ihrem wohlverstandenen Interesse leiten, wenn sie ihm den Sieg bei Soltau mißgönnten und sich des strengen Herrn zu entledigen suchten, wenn sie später mit Volrad von Mansfeld dunkle Geschäfte trieben, wenn sie sich einen Herzog Friedrich von Holstein als Bischof gefallen ließen und seinem ehrenwerthen Nachfolger das Leben sauer machten. Die Bemühungen des Bischofs Burchard von Oerge, die Kanoniker zu genauer Befolgung der Vorschriften ihres Standes anzuhalten, waren ziemlich erfolglos.

Die beiden äußersten in der katholischen Geistlichkeit um die Mitte des Jahrhunderts vertretenen Gegensätze stellten zwei Namensvettern, vielleicht gar Verwandte, dar, Arnold und Claus Freitag, beide zu gleicher Zeit Mitglieder des Domkapitels.

Arnold war jener feinsinnige fromme Greis, der noch erfüllt von der Liebe zu kirchlicher Kunst, mitten in den Zeiten der größten Verwirrung den schönen Lettner im Dome herstellen ließ.

Claus Freitag war ein anderer Mann; Domherr und Schnapphahn nennt ihn der Chronist. Mit den wüsten Gesellen, welche der einheimische Adel unter die Fahnen des Kurfürsten Moritz und des Markgrafen Albrecht von Brandenburg sandte, zog er nach Süddeutschland, raubte, mordete, ließ mit dem Markgrafen „brennen und braten, daß sich Gott und seine Engel im Himmel daran die Füße wärmen konnten“, und brachte einen großen Theil der

geraubten Kirchenschätze, Kelche, Monstranzen, Meßgewänder nach Hildesheim.

Bis zu welcher Höhe die rohesten Leidenschaften damals gestiegen waren, verräth das bei ihrem Auszuge gemachte kannibalische Gelöbniß, bei ihrer Rückkehr einen Hildesheimer Pfaffen zusammen zu fressen.

„Aver dar feilde one in orer wedderkumpst mer wen de helfte ane,“ fügt Oldecop hinzu; „dat warde nicht lange darna, de hunde lickeden ore blot up, dem änger vor Syvershusen, Geitlynge und Swynfurt anno 1553.“

Von den im Jahre 1531 gemachten Versuchen, die neue Lehre in Hildesheim predigen zu lassen, ist der durch Hennyngh Ampelman veranlaßte auch kulturgeschichtlich interessant.

Ampelman, ein Verwandter Oldecops, war ein unruhiger Mann, der es gern zum Bürgermeister gebracht hätte, obwohl ihm höhere Fähigkeiten abgingen. Er schloß sich nun der neuen kirchlichen Bewegung an, in der Hoffnung, dadurch vielleicht seine Zwecke zu fördern.

So führte er einen Schmiedeknecht nach Hildesheim, der geläufig zu reden verstand und in Braunschweig schon einige Jahre die neue Lehre gehört hatte. Auf dem Klingenberge und dem Katharinenkirchhofe predigte dieser Mann dem Hennyngh Ampelman und seinen Anhängern. „Da ich,“ erzählt Oldecop, „nicht verhindert war und von Luther selbst zwei Jahre lang sowohl die alte katholische Lehre, als auch seine eigene Theologie, (gedichte nennt er sie aber) die neue Lehre, zu Wittenberg gehört hatte, ging auch ich, um den Schmiedeknecht zu hören.“ Freilich bewies dieser weder Geübtheit noch Kenntnisse



(wer kunst oder lere), weshalb die Leute seiner überdrüssig wurden und ihn sammt seinem Beschützer verpötheten.

Nun gab der durchgefallene Prediger vor, er könne durch seinen Glauben und seine Lehre die Teufel verjagen und aus den Menschen bannen. Zu derselben Zeit nämlich lebte in der Stadt ein bedauernswerthes Mädchen, gebürtig aus Gronau, mit Namen Gretke, „und was (got beware uns!) mit dem bosen geiste beseten“. An dieser Unglücklichen wollte der Teufelsbeschwörer seine Kunst versuchen.

Man brachte sie in die Cyriacus-Kapelle auf dem Gieselstiege; bald füllte sich das Gotteshaus mit zusammen-gelaufenem Volke.

Vor der Komödie kam Ampelman, von dem dieses alles in Scene gesetzt war, zu Oldecop und forderte ihn auf, mit zur Kapelle zu gehen. Als Oldecop ihm das abschlug und äußerte, er möge die Thorheit unterlassen, ward er erregt und sagte: „Falls es uns gelingt, daß der Schmiedeknecht den Teufel aus Gretken bannt, so sind wir mit unserer Lehre ebenso mächtig und von Gott anerkannt (bewereth) als Ihr Pfaffen!“

Ampelmann begab sich allein in die Kapelle, und die Beschwörung begann. Der Schmiedeknecht gebot dem Teufel bei seinem Glauben und Gottes Wort, das er lehrte, die Befessene zu verlassen. Darüber lachte freilich Gretke stets nur.

Das verdroß endlich den Teufelsmeister, und er schlug der Bedauernswerthen wiederholt mit der Faust ins Gesicht, daß es braun und blau wurde, bis die Umstehenden ihn verhinderten. Er sollte doch die Ärmste, sagten sie, nicht schlagen; sie sei doch schon genug geplagt, wie er

sehe. Der Schmiedeknecht erwiderte freilich, es leide nur der Teufel darunter, nicht das Mädchen, machte aber dieser Art von Beschwörung ein Ende, um eine andere zu versuchen.

Er warf das Mädchen zur Erde, kniete ihr auf den Rücken und befahl dem Teufel, davon zu fahren ins Varnbrock und keinem Menschen mehr zu schaden; wenn er davonfahre, solle er zum deutlichen Zeichen seines Abzuges durch eine Ruthe des Kirchenfensters seinen Weg nehmen.

Natürlich kehrte sich der Teufel auch daran nicht; nur klagte und weinte die arme Besessene.

Der Schmiedeknecht aber rief: „Gebt jetzt acht und hütet das Fenster! Da soll er nun hinausfahren!“ Dann nahm er heimlich einen Stein, schleuderte ihn unvermerkt durch die Ruthe, stand auf und erklärte, das Mädchen sei vom Teufel erlöst.

„Aver dat befand sik vel anders, godde geklaget! De bose geist plagede Gretken noch vele jare, so lange her Jorgen Schoman, kerchere to Isem, mit der hulpe goddes se reddede und den bosen geist von ore brochte.“

Der Beifall, den dieser Schmiedeknecht als Heilsbote erntete, war ein sehr getheilter.

Wie Oldecop von den Zuständen und Vertretern der alten Kirche ein Bild entwirft, dessen Farben mit der Herbheit eines Tacitus aufgetragen sind, so findet er auch an den Vertretern der im Laufe des Jahrhunderts neu gestalteten kirchlichen Verhältnisse wenig zu rühmen.

Bei der Schwierigkeit, geeignete Prediger zu beschaffen, fanden sonderbare Existenzen den Weg ins Amt.

So entpuppte sich der Prediger zu Woltwische im Gerichte Lichtenberg 1559 als Räuber und Strauchdieb. Herzog Heinrich wollte ihn in Folge vieler gegen ihn eingelaufenen Klagen in seinem Hause verhaften lassen. Doch der listige Mann wußte sich anfangs in seinem Radelosen geschickt verborgen zu halten, während die herzoglichen Knechte Daumschrauben, Knebel und andere Diebesgeräthe aus einem Tische kramten.

Endlich ward er aufrecht im Ofen stehend gefunden und nach Wolfenbüttel gebracht. Als der Fürst vor der Hinrichtung befaß, ihn zu degradieren, bemerkte der Unverfrorene: „Dat is nicht not, mi aftowigende; wente ik bin ungewiget in de kerken gekomen.“

Der 1560 amtierende Pastor von Adlum, Robbeke, verlor seine Stelle, weil er einen seiner Pfarrleute erschlagen hatte.

Aus Braunschweig, wo am 28. Dezember 1571 zwei Prediger wegen Diebstahls gehängt und einer wegen Incest eingezogen wurde, wanderte 1559 ein Predikant Johan, dessen Familiennamen Oldecop aus Rücksicht auf seine Freunde verschweigt, nach Hildesheim. Hier begann er zu predigen, nachdem er sich durch folgende Geschichte in Braunschweig unmöglich gemacht hatte.

Auf einem Spaziergange außerhalb der Stadt fand er an dem Baume eines armen Gärtners, seines Nachbarn, dessen fettes Schwein liegen, betrachtete es als herrenlos, trieb es heim in sein Haus, setzte es auf seinen Koven und gab ihm zu fressen.

Der arme Mann suchte sein Schwein innerhalb und außerhalb Braunschweigs vergeblich, ging deshalb zu allen Predigern in der Stadt, gab ihnen Trinkgeld und bat einen Jeden, er möchte auf der Kanzel seines verlorenen

Schweines gedenken und die Leute auffordern, das Schwein um Gottes willen zurückzugeben; denn der Eigenthümer sei ein sehr armer Mann, der Vater vieler unverzogter Kinder.

Die Abfindung des verlorenen Schweines geschah in allen Kirchen, auch zu St. Agidii, und zwar hier durch denselben Prediger, welcher das Thier heimgetrieben hatte. An eine Rückgabe dachte er um so weniger, als er sich noch dreimal für Wiederholung des Abfindens von seinem armen Nachbar bezahlen lassen konnte. Die wunderliche Amtshandlung verrichtete er auf der Kanzel mit der größten Dreistigkeit.

Aber Gott wollte den armen Mann wieder trösten; „wente nemant wart bedrogen, de in den heren truwet.“

So sandte Gott zu ihm einen ehrlichen Nachbar, der ihm anzeigte, daß sein verlorenes Schwein im Hause des Predigers sich befinde und ihm rieth, am andern Morgen früh, wenn der Prediger auf der Kanzel sei, sein Eigenthum ohne weiteres wieder zu holen.

Der Gärtner folgte dankbar dieser Weisung, wartete die rechte Zeit ab und machte sich auf den Weg. Gott hatte auch des Predigers Frau in die Kirche geführt, und seine Kinder schliefen noch.

So trat er vor den Koven und redete sein wiedergefundenes Thier an. Dieses hörte kaum die wohlbekannte Begrüßung, als es aufstand und ohne Führer vor seinem Herrn hertrottete, um sich in dessen Haus und in den Koven zu begeben, in den es gehörte.

Der Prediger hatte den Raub verloren. „Doch das Schwein begann auch zu wühlen.“ Deshalb zog der arg Kompromittirte nach Hildesheim. „Aver dat swin

to Brunswiek rep: „Quik, quik!“ in der Oldenwick, „dat id to Hildensem gehoren wart.“ Der Prediger zog es daher vor, nach Holstein auszuwandern.

Von dem Goslar'schen Prediger Cordt Maaß, welcher 1561 enthauptet und verbrannt ist, wurde geglaubt, er habe einem Juden das Sakrament verkauft, einige Leute in Goslar mit dem Sakramente vergiftet und in Gemeinschaft mit seiner Frau Zauberei getrieben.

Diese hatte ein Kind, welches ihr von dem Sohne des Bürgermeisters Achtermann zur Pflege übergeben war, erwürgt, im Backofen gebraten und das Fleisch gedörrt, um damit Hererei zu üben. Auch sie starb den Feuertod.

Anziehend ist die Gestalt des hoch über seiner vielfach verkommenen Zeit stehenden, wackeren Chronisten selbst, wie sie uns besonders in den Aufzeichnungen seiner späteren Jahre entgegentritt.

Mit Freude hatte er das Konzil begrüßt, mit größter Wärme gedenkt er jedes Versuches einer in seinem Sinne begonnenen kirchlichen Reformation; mit Schmerz sieht er dahin zielende Bemühungen in so vielen Fällen vereitelt. In heiligem Eifer fordert er die weltlichen Behörden zur Förderung der Bucht und seine Brüder zur Buße auf; denn er ist überzeugt, daß sie — und demüthig schließt er sich ein — durch ihr sündhaftes Leben Gott erzürnt und Leiden und Verfolgungen über die Kirche gebracht hätten. Doch er lebt auch der Hoffnung, daß Gott nicht ewig mit seiner Kirche zürnen werde, sondern nach schweren Heimsuchungen sie besseren Tagen werde entgegenführen.

In treuer Liebe seiner Vaterstadt und seinem Vaterlande zugethan, sehnt er in beifpiellos bewegter Gegenwart

ruhige Zeiten, Frieden und Einigkeit herbei und tritt allen selbstthätigen Bestrebungen mit Ernst und Nachdruck, oft auch mit Bitterkeit entgegen. Das verworfene Regiment des Bischofs Friedrich, dem das folgende Kapitel gewidmet ist, hat in dem rechtschaffenen Dechanten seinen klassischen Geschichtschreiber gefunden.

Freilich ist sein Blick so ganz der alten Zeit zugewandt, daß er das aus der neuen Gestaltung der Dinge sich ergebende Gute nicht zu schätzen weiß, sondern dem Grundsatz huldigt, die Welt verändere sich wohl, bessere sich aber selten.

Mit dem Alter nimmt das Mißbehagen zu, welches er in einer Welt empfindet, der er fast fremd geworden, und in wunderlicher Verkehrtheit macht er für die meisten Mißstände, z. B. in den Preisen, in der Tracht, im Münzwesen, Luthers Reformation verantwortlich.

Er schloß sich aber keineswegs von den lutherischen Predigern ab, sondern nahm sogar einen aus dem eroberten Städtchen Heide in Dithmarschen vertriebenen Prediger, Heinrich Brummer aus Hameln, bei sich auf, damit dieser ihm Bericht über die Ereignisse des Dithmarsischen Krieges gebe. Auch Landsknechte, Kaufleute, Boten sah er gerne bei sich, um ihre Erzählungen zu vernehmen.

Die Leistungen des Humanismus schätzte er, wie aus seiner anerkennenden Beurtheilung des Erasmus von Rotterdam hervorgeht, den er mit dem Kanzler Merklin im Jahre 1529 zu Freiburg im Breisgau besucht hatte. Die Nachricht von Erasmus' Tode begleitet er mit dem Wunsche: „Got tröste sine sele! Amen. Wente he heft gude latinsche bocher hinder sik gelaten.“

Das Jahr 1572 beginnt er mit einem Memento mori! Kränkelte er doch fast das ganze Jahr und befand sich bei dem ihn tief erschütternden Tode seines bischöflichen Freundes, Burchard von Oberge, so schwach, daß er an seinem Begräbnisse nicht theilnehmen durfte — „darmede ik up dat hogeste bekummert und beleidiget wart, ok velscheir bet an den doet.“

Spärlicher werden seine Aufzeichnungen in dem letzten, von ihm begonnenen Jahre 1573, unsicherer die sonst so kräftige Handschrift. Am 8. Oktober, als die großen Domglocken von dem Entschluß des Kapitels in der auf den Herzog Ernst von Bayern gefallenen Bischofswahl Kunde gaben, entsank die Feder der zitternden Hand des achtzigjährigen Greises.

„Gott geve wat gudes!“ sind seine letzten Worte.

An dem 1539 bis 1549 erbauten Wohnhause im Kläperhagen hat Oldecop, sein Urtheil über die Mitwelt zusammenfassend, den in der Überschrift dieses Kapitels benutzten Spruch anbringen lassen:

Virtus . Ecclesia . Clerus . Demon . Simonia.

Cessat . turbatur errat . regnat . dominatur.

An der Rückseite des Hauses liest man:

In tuis manibus sortes me.

Sancte Ecclesie tempore persecutinis decanus

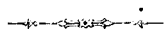
Joannes Oldecop has edes fieri fecit 1549.







# Ein Fürstbischof.



Leve leser, verwundere di nicht,  
iftu wes selsens hirnegest mere  
in dussem boeke lesest.

Ach, wat is dat ein ferlich dink,  
de warheit hir toschreven und  
achter sik, wo billich, tolaten!

Öfccccp 397, 29. 399, 11.



Der Sonntag, auf welchen im Jahre 1554 der sechzehnte September fiel, bot Hildesheims Bewohnern ein seltenes, seit langer Zeit nicht gesehenes Schauspiel. Schon vom frühen Morgen an war die ganze Bevölkerung der alten Stadt in fröhlicher Bewegung; mit gespannter Erwartung sah man den Dingen entgegen, die das Ereigniß des Tages bildeten.

Während gegen Mittag ein Haufen gaffender Menschen vor der bischöflichen Burg sich drängte, an deren Thoren man unter einem das Holsteinische Wappen mit dem Hildesheimischen vereinigenden Schilde die pomphaften Worte las:

„Inolitus ex atavis Fredericus regibus heros  
Hec gerit imperii lucida signa sui,  
Principe quo celebris iam nunc Hildesia gaudens  
Aurea tranquille tempora pacis amat“ —

rüsteten sich trotz des einfallenden Regens wohlgemuth Bürgermeister, Riedemeister, zahlreiches Gefolge und an die zweihundert gewaffnete Bürger zum Aufbruch nach dem Vorsumer Pässe.

Vor dem Hagenthore hatten mehr als vierhundert Bürger Aufstellung genommen, zweihundert Hafenschützen, hundert mit langen Spießen und hundert mit Hellebarden, Eberspießen und Schlachtschwertern.

Es waren gerade fünfzig Jahre verflossen, seitdem zum letzten Male ein Fürstbischof mit aller Feierlichkeit empfangen wurde, und schwere Tage waren seitdem ins Land gegangen.

Schien doch nach Bischof Johannis Rücktritt ein trauriges Verhängniß über den unglücklichen Stiftslanden zu walten; auf die Katastrophe der großen Fehde folgte die des Schmalkaldischen Krieges, in der greulichsten Verwüstung des schönen Hildesheimischen Landes löste Philipp von Braunschweig den Grafen von Mansfeld, Albrecht von Brandenburg-Kulmbach den jungen braunschweigischen Fürsten ab. Schrecklich war die Abrechnung, die mit den verwilderten, raubgierigen Söldnerbanden und ihrem entmenschten Führer auf dem blutigen Ager von Sievershausen gehalten wurde; noch Kind und Kindeskind erzählte von dieser furchtbaren Schlacht, wie sie mörderischer das Jahrhundert kaum gesehen.

Die Landesherrn kümmerten sich entweder wenig um das schwer darniederliegende Land und die unbotmäßige Stadt, oder vermochten der unendlichen Schwierigkeiten nicht Herr zu werden. Im Gram über die Erfolglosigkeit seiner treuesten Fürsorge und bitter enttäuscht durch die ungünstige kaiserliche Entscheidung, war der edle Valentin von Theteleben gestorben.

Sollte das alles nun anders werden? Sollte endlich wieder Ordnung und Sicherheit, Glück und Frieden dem Stifte beschieden sein unter der Regierung des heute Erwarteten, der sich der Verwandtschaft mit Dänemarks Königen rühmte und sich nicht ohne Stolz „Fridericus, dei gratia administrator diocesis Hildesemensis, heres Norwegii, Schleswicensis, Holsatie, Stormarie et

Ditmersie dux, comes in Oldenborch ac Delmenhorso“ nannte?

Freilich war es kein Geheimniß mehr, daß das Kölner Domkapitel dem jungen lebenslustigen Fürstensohne, der lutherisch getauft, nicht gesirmt und nichts weniger als fromm war, trotz seiner vielen Bemühungen kein Kanonikat hatte übertragen wollen, und daß der Papst dem nunmehr zum Bischof von Hildesheim Gewählten ebensowenig die Bestätigung gegeben hatte. Man zeigte auch schon auf diejenigen Domherrn mit Fingern, deren Stimmen bei dieser Bischofswahl erkaufte waren. Ebenso ward von den persönlichen Eigenschaften des neuen Herrn allerlei gemunkelt.

Aber klangen die Versprechungen, welche von dem 22-jährigen Holsteiner Fürsten gemacht wurden, nicht glänzend und verlockend? Er wollte, wie er durch seinen Bevollmächtigten 1551 hatte erklären lassen, mit Hilfe seines Bruders, des Königs von Dänemark, und anderer Fürsten das ganze Stift von den Braunschweiger Herzögen befreien und wieder vereinigen; die Kosten der päpstlichen Wahl-Konfirmation sollte seine reiche Mutter bezahlen; das schwer verschuldete Haus Steuerwald werde ihm sein königlicher Bruder einlösen und zum Geschenk machen.

Wer konnte es also den Hildesheimern verdenken, daß sie sich freudiger Hoffnung auf die Wiederkehr besserer Zeiten rückhaltlos hingaben?

Der anfangs nur in kleinen Schauern niederrieselnde Regen hatte sich zu einem wahren Platzregen gesteigert, als an der Borsumer Brücke der Erwartete in Sicht kam. Die Bürgermeister Tyle Brandis und Hans Kniphoff nebst den Rathsherrn stiegen sofort von den Pferden und em-

pfingen ihren bischöflichen Herrn mit aller Ehrerbietung und Unterthänigkeit.

Der junge Fürst trug einen zierlichen, kurzen Sammetrock, der mit silbernen Schnüren besetzt war. Er ritt allein; vor ihm her zogen einige Vertreter des Hildesheimischen Stiftsadels mit ihren Knechten; das Gefolge, aus wenigen Holsteinern bestehend, ritt zu jedesmal Dreien in einer Reihe. Es mochten etwa achtig Reiter sein.

So näherte sich der Zug in strömendem Regen der Stadt und bewegte sich durch den Hagenbeck, über den Markt, den Hohenweg und Bohlweg nach der bischöflichen Burg. Hier empfingen den neuen Gebieter die Domherrn völlig durchnäßt.

Nun zogen die Bürger wieder nach Hause; die Domherrn und der Adel gingen mit dem Fürsten zur Tafel.

Der Regen hörte indessen den ganzen Tag nicht auf und ließ die Straßen veröden. Kein frohes Menschengetümel vor der Burg, kein festliches Treiben in den Straßen zeugte, wie sonst, von dem Antheil, den Hildesheims Bewohner an der Einführung des neuen Herrn nahmen. Abergläubische Leute aber sprachen mit bedenklichem Kopfschütteln von dem wenig Gutes verkündenden Unwetter, welches das Fest störte. Schon abends zuvor hatte ein schrecklicher Südwestwind, ganz gegen alle Erfahrung, ein schweres Wetter mit Schlossen und starker Kälte gebracht. Es war nach Nordosten gezogen, also gerade dem Herzoge Friedrich entgegen, wie um noch einmal zu versuchen, seine Ankunft zu verhindern. Hagel und Schlossen waren in solcher Menge niedergegangen, daß sie noch am Morgen des 17. September den Boden bedeckten.

Am Montag wurde der Bischof auf das Kapitelhaus geführt, um dort die dem Domkapitel zustehenden Rechte zu beschwören. Hierbei ereignete es sich, daß der Präsident Theodor Blecker die rechte, althergebrachte Eidesformal „nicht finden“ konnte; man nahm deshalb eine andere zu Hülfe, nach welcher dem Schwörenden die Eidesworte von dem Domherrn Hovet vorgesprochen wurden.

Nach geleistetem Eide geleitete man den Bischof zum Chor der Domkirche, der von dem eisernen Geländer bis an den Hochaltar mit herrlichen Teppichen belegt war. Oldecop ließ sich nicht fortdrängen, sondern wußte sich mit den andern Prälaten auch einen Platz auf dem Chore zu verschaffen, so daß er von der folgenden Scene Augenzeuge war.

Die Liturgie forderte nun, daß der Bischof vor dem hochwürdigsten Sakramente niederkniete, während eine Reihe von Psalmen und Gebeten zu lesen war. Doch der Holsteiner kehrte sich nicht daran, sondern blieb dastehen, wie ein „Baumstrunk“.

Nachdem die Ceremonie auch so hatte zu Ende gebracht werden müssen, setzte man den Bischof nach alter Sitte auf den Hochaltar, gab ihm das Kästchen mit den Reliquien der heiligen Jungfrau in die Hände und begann unter Orgelbegleitung das Ledeum zu singen. Indessen hatte sich sein Lieblingshund herangedrängt, sich am Altare aufgerichtet und schlug alsbald seinem Herrn die Vorderpfoten auf die Kniee. Der Bischof legte dem Rüden die Hand auf den Kopf und streichelte ihn mit Bärlichkeit.

Doch auch bei dieser Unterhaltung dauerte ihm das Ledeum zu lange. Er gab Befehl, den Gesang zu beschleunigen. Der Domkantor, jener würdige Blecker, bemühte sich eifrig, rascher zu singen, wandte sich oft um und

ermunterte die Singenden sowie den Domorganisten durch Handbewegung zur Eile.

Kaum war man mit dem überstürzten Gesange zu Ende, als der ungeduldige „wilde“ Bischof schleunigst den Dom verließ, um ihn nie wieder zu betreten. Nicht einmal von der eigentlichen Inthronisation, auf welche das größte Gewicht gelegt wurde, wollte er etwas wissen.

Am Mittag folgten dem Eingeführten die Domherrn, die Prälaten der sieben Stifter, unter ihnen auch Oldecop, der Stiftsadel, beide Bürgermeister, beide Räte vollzählig, die vierundzwanzig Vertreter des Ständestuhles zur Tafel und hielten ein fröhliches Mahl, bei dem das Silberzeug des Königs von Dänemark gebraucht wurde und es an nichts fehlte. „Und wes dar nicht to dische was, des kondem und mochte wol enberen.“

Als am folgenden Morgen auf dem Rathhause, wohin der Fürst mit vier Domherrn geritten, die Abmachungen über die Auslieferung von Peine und die Gestaltung der konfessionellen Verhältnisse in der Stadt im Verlauf von nicht mehr als einer Stunde erledigt waren, begann wieder ein Brunkmahl, wozu die übrigen Vertreter der Bürgerchaft und alle lutherischen Prediger Einladungen erhalten hatten. Bis in die Nacht dauerte das Gelage, bei dem die Holsteiner es sich zur Aufgabe gemacht hatten, zu erkunden, ob die Hildesheimer auch trinken könnten.

Die Lutheraner waren von dem jungen Landesherrn entzückt, auf den Kanzeln ertönte sein Lob.

Unbedenklich wurde am 19. September dem Bischofe von den Bürgern der Huldigungseid geleistet, den der Fürst, in einem mit Sammet ausgeschlagenen Fenster des Rathhauses stehend, entgegennahm.



Am Tage vor dem Feste des Apostels Matthäus ritt er nach Peine, ergriff Besitz von dem Schlosse und ließ sich auch dort huldigen. Was somit Bischof Valentin zu erreichen nie gelungen war, fiel dem jungen Holsteiner ohne die geringste Mühe wie von selbst zu.

Aus diesem Rausche hingebender Begeisterung für den Bischof erwachte das Domkapitel jäh, als dieser nach seiner Rückkehr aus Peine am 28. September erklärte, die Einkünfte von Peine und Steuerwald reichten nicht zur Bestreitung seines fürstlichen Hofhaltes aus, er verlange die dem Domkapitel zustehende Marienburg dazu.

Er hatte den Abt von Marienrode, Olbecop, als Dechanten des Kreuzstiftes, und den Dechanten des Moritzberges dazu ausersehen, die delikate Forderung an das Domkapitel zu bringen.

Dieses war darüber erstaunt und empört, sprach dem Bischof jedes Recht an der Marienburg ab und ließ ihm durch die vermittelnden drei Prälaten seinen Eid vorhalten, in dem die Marienburg ausdrücklich dem Kapitel vorbehalten war.

Der Fürst aber ließ durch den Lüneburger Syndikus, der ihm in dieser Verhandlung zur Seite stand, antworten: Wie könne man einem Fürsten von königlichem Geblüte einen vermeintlichen Eid vorhalten, als ob ein Eid etwas Sonderliches wäre? Die Marienburg sei ihm von dem Unterhändler des Kapitels versprochen. Man solle doch auch den Fürsten nicht etwa mit Bischof Valentin gleichstellen, der sich mit seiner Bibliothek und fünf oder sechs Dienern begnügt hätte. Sein Stand erfordere fürstlichen Aufwand!

Die Domherrn beeilten sich, eine Vollmacht des Unterhändlers Blecker völlig zu leugnen, und drohten endlich mit Klage.

Als die hin- und herberichtenden Prälaten diese Antwort brachten, wandte sich der Fürst erbittert ab und hätte beinahe vergessen, die viel bemühten Herrn zu Gäste zu bitten. Nur der Abt nahm die Einladung an.

Nach diesem mißglückten Versuch, seine Einnahmen zu erhöhen, begehrte der Landesherr, angeblich zur Tilgung der Stiftsschulden, von den Geistlichen doppelte Steuern. Ohne daß man erfuhr, wozu die Hauptsumme verwandt wurde, sind diese Steuern drei Jahre lang bezahlt worden. Indessen brachte landesväterliche Gunst wohl dem einen Höfpling 1000, dem andern 2000 Gulden ein.

Bald zeigte sich, was an den Gerüchten über das Vorleben des Bischofs Wahres sein mochte. Feier- und Fasttage wurden durch Prassen, Spielen und Unzucht entweiht. An Gottesdienst dachte dieser Kirchenfürst gar nicht, „sunder he frat und soep, gelik ist he ein gemeine man were.“

Lukas Moller und Blecker waren allmächtig; Niemand hatte sonst Zutritt zum Herrn. Die Räte beuteten schamlos das Land aus und änderten mit Zustimmung des Bischofs Stiftungen zu ihrem Nutzen und zu Gunsten ihrer Kreaturen. Die Glocken von Klüber ließ der wackere Seelshirt aus dem Thurme holen und in Peine zu Geschnitzten umgießen.

Von den benachbarten niederländischen Fürsten beachtete Niemand den Holsteiner, der in seiner Burg, in Peine und Steuerwald sich mit einigen Domherrn und einigen holsteinischen Edelleuten allen Ausschweifungen hingab und er-

klärte, er wolle zechen und prassen, solange noch ein Pfennig von Peine und Steuerwald übrig sei. Ein würdiger Gefinnungsgenosse, der lange Johann von K., setzte eifrig hinzu: „Dar schal juwe furstliche gnade mi einen truwen deiner to hebbben und wil juwe furstliche gnade helpen teren, dewile dat goddeshus einen heller heft!“

Einst zechte diese Gesellschaft mit einigen Räthen und ein paar Bauern zu vorgerückter Stunde auf Schloß Steuerwald, als Friedrich zu Ludeleff Ruscheplate, seinem Burg-Verwalter, sagte:

„Ruscheplate, wir wollen eine Wette machen um ein Reitpferd, das etwa 30 Thaler werth sein mag. Wir haben hier einen Holsteiner, der ein ausgezeichnete Trinker ist; zum Wett-Trinken mit diesem stellst Du morgen einen Steuerwalder Bauern! Den beiden wollen wir dann einen Himpen schieren Bieres vorsetzen lassen, mit der Bedingung, daß derjenige seinem Herrn das Pferd gewonnen haben soll, der seinen Himpen auf Lübeckisch zuerst oder in weniger Bügen ausgetrunken hat!“

Ludeleff Ruscheplate nahm die Wette an. Am andern Tage sollte die löbliche Kunst der Holsteiner ihre Probe bestehen, und zwar war ein Sorsumer Bauer, namens Hantelmann, dazu ausersehen, diesen edlen Wettstreit gegen die prahlerischen Holsteiner auszufechten.

Als der wichtige Augenblick gekommen war, mußte zunächst „dat fruwentimmer“, an dem es hier nicht fehlte, den Saal verlassen; „wente de loffliche kunst und statliche ernst kam tor banen.“

Dann wurden zwei gleich große Himpen rein gewaschen, das eine Gefäß, welches leckte, sorgfältig dicht gemacht (gestoppet) und beide auf den Tisch gesetzt. Man füllte

sie nun mit einerlei gutem, starken Biere genau bis an den Rand.

Jetzt warfen die Trinker das Loos, um zu entscheiden, wer den Anfang machen sollte. Es fiel auf den Holsteiner. Vorher aber wurde beiden Muth zugesprochen: sie sollten sich vor Niemand scheuen, sondern nach Art kunstgeübter Trinker tüchtig Mund und Schultern aneinander thun und gute, große Trünke trinken, wie ehrbaren und treuen Dienern zukomme und wohl anstehe, die in ihrer Herren Dienste bestellt seien, ihren Herren einen Gewinn heimbringen und den Preis erlangen wollten. De drenkers worden getrostet, se scholden sik vor nemande entsein, sunder na der kunst und drenker art weidelich den munt und scholderen von ander don und gude grote drunke trinken, wo erlichen und truwen deinern gebort und wol ansteit, de in orer hern deinste vorordent, und wes gewinstes oren hern to hus bringen und den triumpf erlangen willen.

Die Kämpen, der Holsteiner und der Steuerwalder, begannen sich zu rüsten und sahen sich zuerst von der Seite (over de halve) an. Dann sprach der Holsteiner, welcher dem Gegner im Reden überlegen war, große Worte, um ihn einzuschüchtern.

Doch der ehrbare Ludeleff Ruscheplate sagte zu seinem Gorfumer Bauern: „Hantelmann, laß dich nicht niederreden! Sei anfangs mäßig und vorsichtig, trinke nach deiner Art, wie du's verstehst, und laß dich von dem Holsteiner durchaus nicht irre machen! Du bist in der Kunst genug erfahren! und gewinnst du mir das Pferd und dir den Sieg, so will ich dir einen neuen Rock geben.“

Der Holsteiner spitzte die Ohren, als er von dieser geringfügigen Belohnung hörte; sein Herr hatte ihm mehr als einen neuen Rock versprochen; es war ihm für den Fall, daß er seine Schuldigkeit thue, die Vogtei von Hufum mit dem dazu gehörigen Weinzoll und sonstigen beträchtlichen Einkünften in Aussicht gestellt.

Nun strich sich der Holsteiner, den das Loos dazu bestimmt hatte, das Turnier zu beginnen, die Ärmel auf, sagte zu seinem Gesellen: „Baur, das gilt umme den klopper!“ und trank einen guten, treulichen, festen (guden, truwen, wissen) Trunk, worauf er sich den Mund am Ärmel abwischte.

„De von Sorseem makede nicht vele geprenge<sup>s</sup> eder wort, sunder he hof an und drank“, würdig seines großen Vorbildes im „Weinschwelg“, von dem der Dichter in schlichter Wahrheit meldet: „Dô huob er âf unde tranc.“

Wohlgemuth setzte alsbald der Holsteiner wieder an und that einen wahrlich gewaltigen Trunk. Hantelmann kam ohne alle Überstürzung nach und that seinen zweiten Trunk vorsichtig.

Als sich der Holsteiner ausgeruht (vorpustet) hatte, schickte er sich zum dritten Zuge an; aber dieser gerieth verhältnißmäßig nicht so gut, wie die beiden ersten. Auch Hantelmann trank zum dritten Male.

Man begutachtete nun das noch vorhandene Quantum; Hantelmann hatte den Himpen zur Hälfte, der Holsteiner aber schon über die Hälfte ausgetrunken. Es war zu erwarten, daß dieser seinen Himpen im vierten Zuge leeren werde, wie er Tags zuvor geprahlt hatte.

In dieser Absicht zögerte der Holsteiner ein wenig mit seinem vierten Trünke. Da hob Hantelmann an und

sprach: „Mek begunnet truwen to dorsten!“ Dann trank er seinen vierten Zug, daß er „pustete“. Alle Anwesenden lachten, und der Sorjumer lachte selbst mit.

Sein Gegner hatte diesmal lange ausgeruht, um zu dem großen Zuge Kraft zu sammeln; jetzt schickte er sich zum Trinken an, ließ aber gegen aller Erwarten ein beträchtliches Quantum in seinem Himpen zurück.

Die Aussichten auf Sieg, die sich nummehr ganz verändert hatten, wurden lebhaft erörtert, und es dauerte geraume Zeit, ehe die „Bierratten“ wieder anfangen zu trinken.

Hantelmann hob seinen Himpen mit dem übriggebliebenen Bier auf und sagte: „Dat gilt; hen! in goddes namen!“ So that er seinen fünften Trunk, leerte sein zierliches Gefäß völlig, stülpte es auf den Tisch und rief mit lauter Stimme: „Wollewunnen! wol gewonnen!“

Sein Gegner aber wollte das nicht gelten lassen, sondern behauptete, es handle sich nicht darum, wer sein Bier zuerst austränke, sondern, wer es in den wenigsten Zügen thue; tränke er selbst also seinen Rest auch im fünften Zuge aus, so habe niemand gewonnen oder verloren.

Der ehrbare Ludeleff Kuscheplate mußte damit wohl oder übel einverstanden sein und sagte nur zu dem Holsten: „Sup ut!“ Dieser strich sich den Bauch, „strepelde over sinen buek“, wischte mit dem Ärmel über den Mund, „alse der buren art is“, setzte steif an und trank: — aber nicht ganz aus.

Da erhob sich Kuscheplate, verbeugte sich vor dem Bischöfe und bat, seine Fürstliche Gnaden wolle ihm das in der Wette gewonnene Pferd aufstellen lassen. Der Fürst entsprach seinem Verlangen.

So hatte man den Holsteinern gezeigt, daß auch die Hildesheimer sich auf das Trinken verstanden.

Nachdem nun Bischof Friedrich, Herzog zu Holstein, fährt der Dechant fort, das unsaubere Leben in Unzucht und Wollust zwei Jahre auf seinen Schlössern zu Peine und zu Steuerwald und in seiner bischöflichen Burg zu Hildesheim getrieben und sich äußerlich als Schlemmer, Säuser, Lüstling und Verschwender großer Summen, des Schweißes und Blutes seiner armen Unterthanen, erwiesen hatte, da wollte Gott, der ein gerechter Richter ist und jedem Lohn giebt nach seinen Werken, der Welt auch zeigen, was für einen Glauben Bischof Friedrich inwendig trüge, damit die Unterthanen sich ein Beispiel an ihm nehmen sollten, um nicht ebenfalls an Seele und Körper Schaden zu leiden. Deshalb verhängte Gott, daß „der junge Held“ mit einer ihn schrecklich verunstaltenden Krankheit geschlagen ward.

Was an Arzneien aufzutreiben war, wurde, oft mit den größten Kosten, beschafft, aber es war alles umsonst, es zeigte sich keine Besserung, und man merkte bald, daß der Fürst seinem Ende entgegengehe.

Nun hielten es die fürstlichen Rätke für das Beste, den Todtfranken aus der Stadt zu schaffen und zunächst nach Peine bringen zu lassen. Man gab vor, in Peine müsse der Bischof Regierungsgeschäfte ordnen; er würde nach deren Erledigung zurückkommen und in Hildesheim die Angelegenheiten der sieben Stifter ordnen und Jedermann in Gnaden zufriedenstellen.

In Peine fand der Sterbende nur eine Nacht Ruhe und wurde dann eiligst nach Kiel gebracht, wo man ihn zum vierten Male „in die Salbe legte“.

Eulung, Bilder aus Hildesheims Vergangenheit.

6

Aber die Erlösung sollte noch nicht erscheinen; der Fürst „wollte den Kuckuck noch nicht hören“. Die Zeit war kostbar, sie mußte benutzt werden. Deshalb kehrte der fürstliche Rath Lucas Moller von Kiel nach Hildesheim zurück, um, wie es hieß, das Kapitel noch zum Vorschein von 5000 Gulden zu bewegen.

Am späten Abend des 16. September ritten zwei Domherrn, Blecker und Herman Bock, aus dem Almschore nach Holstein und fanden den Bischof noch lebend auf seinem Todtenbette. Nachdem sie in kürzester Frist zurückgekommen waren, hörte man aus Bleckers Munde die Versicherungen: der Bischof befinde sich ganz wohl; er, Blecker, habe vergangenen Sonntag gesehen, daß Seine Fürstliche Gnaden ein tüchtiges Stück Schinken gegessen habe.

Während so die fürstlichen Rätthe und ihre Helfershelfer noch vier Wochen lang die Wahrheit zu verheimlichen wußten, um im Namen des Landesherrn die Ausbeutung des Stiftes fortzusetzen, hatte der fünfundzwanzig Jahre zählende Fürst inzwischen, von Ausschweifungen entkräftet, nach schrecklichem Siechthum am 27. September 1556 seine Seele ausgehaucht.





# Inhalt.

	Seite
Vorwort . . . . .	5
Öffentliche Sicherheit . . . . .	9
Glauben und Sitte . . . . .	23
Ecclesia turbatur . clerus errat . . . . .	49
Ein Fürstbischof . . . . .	65